

Jahresbericht

der

Börres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft

im katholischen Deutschland

für das Jahr 1890.



Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse

auf Grund des § 52 des Vereins-Statuts.

Köln, 1891.

Druck und Commissions-Verlag von J. P. Bachem.

Jahresbericht

der Kaiserlichen

Universität zu Wien

im Jahre 1890

für das Jahr 1890



Verlag von Carl Gerold's Sohn

in Wien, am Graben 61

Wien, 1891

Verlag von Carl Gerold's Sohn

Wien



Jahresbericht der Görres-Gesellschaft

für 1890.

Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse
auf Grund des § 32 des Vereins-Statuts.

Die vierzehnte Generalversammlung wurde am 2. und 3. September in Augsburg abgehalten. Zu der Begrüßungsfeier am Vorabende hatten sich trotz der beispiellos ungünstigen Witterung bereits zahlreiche Mitglieder in den festlich geschmückten Räumen des katholischen Casino eingefunden.

Herr Verleger Haas ergriff das Wort, um in seiner Eigenschaft als Vorstand des Vereins, welcher der Versammlung sein Haus zur Verfügung stelle, die Erschienenen herzlichst zu begrüßen. Er gab der Freude Ausdruck, daß Augsburg zum Orte der diesjährigen Generalversammlung gewählt wurde. Aus der Stadt und Diocese Augsburg seien in den letzten Jahren zahlreiche Beitrittserklärungen erfolgt, auch aus Kreisen, welche nicht zur Gelehrten-Zunft gehören — ein Beweis dafür, wie sehr die Bedeutung der wissenschaftlichen Bestrebungen gewürdigt werde. Die Görres-Gesellschaft habe schon Proben von Leistungsfähigkeit abgelegt und sich eine auch von gegnerischer Seite anerkannte Position errungen. Daß die Verhandlungen vom reichsten Segen begleitet seien, möge Gott geben, der das Alpha und das Omega aller Weisheit ist.

Herr Universitäts-Professor Freiherr v. Hertling dankte Namens des Vorstandes für diese Begrüßung, hieß Namens des Vorstandes die anwesenden Herren bestens willkommen, betonte, daß es nur ein Act dankbarer Anerkennung sei, wenn die Generalversammlung diesmal in Baiern und speciell in Augsburg tage, da aus Baiern und speciell der Diocese Augsburg zahlreicher Beitritt erfolgt sei. Von den Vorzügen der

Stadt Augsburg selbst zu reden, werde sich noch Gelegenheit finden. Namentlich müsse er freudig betonen, daß der hochwürdigste Herr Bischof von Augsburg zu den ältesten der Mitglieder gehöre. Er — Redner — komme von Koblenz, von der großartigen Manifestation katholischen Lebens während der Katholikenversammlung vom 25. bis 28. August. Es sei dieses eine der glänzendsten Versammlungen gewesen. Trotzdem fürchte er nicht, daß die hier tagende Generalversammlung der Görres-Gesellschaft etwas von ihrer Bedeutung verlieren könne. Wenn die Görres-Gesellschaft ihre Versammlungen für sich und getrennt von den großen katholischen Generalversammlungen halte, so dürfe daraus nicht etwa gefolgert werden, daß irgendwelcher Gegensatz zwischen Beiden bestehe. Es sei lediglich für besser befunden worden, für die stillen Arbeiten der Görres-Gesellschaft in einem kleinen Kreise zusammenzutreten. Der Geist, der die Gesellschaft von jeher beseelt habe, sei derselbe, der auch die großen katholischen Generalversammlungen erfülle; es sei der Geist der unentwegten Anhänglichkeit an unsere h. katholische Kirche. Dieser Sinn und Geist werde auch die hiesige Generalversammlung erfüllen. In diesem Geiste heiße er Namens des Vorstandes der Gesellschaft die Erschienenen willkommen.

Der erste Versammlungstag begann mit einem von dem hochw. Herrn Bischof Panfratius pontificirten Hochamte in der Kathedrale. Herr Domcapellmeister Kammerlander brachte hierbei eine „Vocalmesse Nr. 2 in honorem St. Pancratii“ für gemischten Chor mit Introitus „Os justi“, Graduale: Justus ut palma florebit und Offertorium: Veritas mea, sämtlich vortreffliche Compositionen von Hrn. Kammerlander, in ausgezeichnete Weise zur Aufführung.

Nach Vollendung des Pontificalamtes versammelte man sich im Saale des katholischen Casino. Die Versammlung hatte seit gestern Zuwachs erhalten und war u. A. auch von dem hochw. Herrn Abt von St. Stephan besucht. Um halb 10 Uhr erschien der hochw. Herr Bischof, von allen Seiten ehrfurchtsvoll begrüßt. Der Vorsitzende, Herr Universitätsprofessor Dr. Frhr. v. Hertling eröffnete die geschäftliche Sitzung und ertheilte zunächst das Wort dem Vorstande des Local-Comité's, Herrn Domdekan Bernanne, welcher folgende Ansprache hielt:

Hochwürdigster Herr Bischof!

Hochverehrte Versammlung!

Es ist mir die ehrenvolle und angenehme Aufgabe geworden, im Namen des Local-Comité's die verehrten Mitglieder der Görres-Gesellschaft, welche sich zur Generalversammlung in Augsburg eingefunden haben, herzlich zu begrüßen und willkommen zu heißen. Es ist mir das eine ehrenvolle Aufgabe, nicht aus dem Grunde allein, weil unter den

anwesenden Herren Männer und Gelehrte sind, deren Namen und Werke weit über unser Vaterland bekannt sind, sondern noch mehr aus dem Grunde, weil der Görres-Verein sich die edelsten Ziele gesetzt hat. Was sind das für Ziele? Der erste Paragraph unserer Statuten lautet: „Der Görres-Verein hat die Aufgabe, im katholischen Deutschland Wissenschaft zu wecken und zu fördern.“ Der müßte wahrlich in der Litteratur der neuern Zeit wenig bewandert sein, der noch nichts gehört hätte von den Ergebnissen seiner Bestrebungen und von den Werken, die unmittelbar von der Gesellschaft oder auf deren Veranlassung herausgekommen sind und welche gerechtes Aufsehen erregt haben, besonders von deren Thätigkeit auf dem Gebiete der Geschichte, welche den Namen unserer Gesellschaft, „Görres-Gesellschaft“, rechtfertigen. Aber hier ist die Stelle, wo wir angegriffen werden. Wenn ich anknüpfen will an vergangene Dinge und Thatsachen, so ist mir im Gedächtniß eine Versammlung, welche im heurigen Sommer in einer Stadt Baierns abgehalten worden ist. Hier äußerte sich ein Redner, wie die Zeitungen melden, und sprach über katholisches Wesen unter anderm also: „Rom (damit sind doch wir alle gemeint) kämpft auf dem Gebiete der Kirchengeschichte und der kirchlichen Praxis. Da hofft es leichtern Sieg!“

Es ist das augenscheinlich eine Anspielung auf unsern Janßen. Ich sage „unsern“ Janßen, weil ich mir erlaube, ihn zu den unserigen zu zählen; er war das Ziel gewaltiger Angriffe. Man mag aber im Uebrigen äußern was man will, seine immensen Erfolge sind nicht wegzuleugnen. Wenn aber ein feindlicher Redner sich äußert, „jetzt sucht die katholische Kirche auf dem Gebiete der Geschichte zu siegen“, so gebe ich ihm vollständig Recht. Ja, da forschen wir und da arbeiten wir, daß klar und hell die katholische Wahrheit zu Tage trete! Das ist aber nichts Neues. Haben denn die Kirchenväter etwas anderes gethan? Hat ein Eusebius, ein Gregor von Tours, ein Sokrates Pamphilus, haben die Chronikenschreiber des Mittelalters etwas anderes angestrebt?

Leider ist dann ein Stillstand eingetreten mit der Reformation, aber seit einigen Decennien ist man wohl bemüht, das Versäumte einzuholen. Was hilft aber eine Forschung auf dem Gebiete der Geschichte, wenn sie eine falsche ist? Denn die angezogene Stimme fährt fort: „Im römischen Lager ist die Geschichtsfälschung Methode geworden und legalisirt.“ Ich habe nicht den Beruf, hier eine Widerlegung zu geben; das Gesagte war nur Anknüpfungspunkt. Auf unsere Gesellschaft wende ich das Wort an: *Facta loquuntur*, und des Herrn Wort: *ex fructibus cognoscetis eos*.

Die Görres-Gesellschaft unterstützt wissenschaftliche Bestrebungen und macht es jungen Gelehrten möglich, auswärtige Anstalten und Archive zu besuchen, vor allem die wissenschaftlichen Schätze Rom's zu erforschen, welche der gelehrte Papst Leo XIII. Allen zugänglich gemacht; hier ist die Controle der ganzen gelehrten Welt vorhanden und eine Fälschung unmöglich. Dann veranstaltet sie wissenschaftliche Unternehmungen und die Herausgabe populär-wissenschaftlicher Werke. Ich nenne hier nur das allgemein bekannte historische Jahrbuch und das Staatslexicon. Freilich sind das Arbeiten, die nicht für den großen Haufen berechnet sind; die Halbgebildeten oder gar Unwissenden, sie verstehen mit den Thatsachen der Geschichte nicht umzugehen, es sind das scharfe Waffen in den Händen von Kindern, die damit sich und Andern schaden. Aber man führt da an, dieser oder jener Papst hat seine Stellung mißbraucht; das Kirchenregiment in jener Zeit oder in dieser war ein verderbliches, oder es hat da und dort, wie auch zu unserer Zeit, unglückliche Priester gegeben, welche ihrem Stande keine Ehre, vielmehr Schande gemacht haben. Wozu werden diese Thatsachen aufgeführt? Zur Erbauung gewiß nicht, und was sollen sie beweisen, wenn es sich um die katholische Wahrheit handelt? Da fällt mir immer ein das Wort des alten Döllinger, der einst bei Schilderung eines Concils vom 5. Jahrhundert von den dort anwesenden Bischöfen sagte: „Trotz der Begeisterung und des heiligen Eifers für Reinerhaltung des Glaubens und der Disciplin sind alle diese Männer Menschen

geblieben.“ Die Wahrheit ist die eine, sie ist nicht menschlich, sie ist nicht katholisch, sie ist ewig, sie ist unveränderlich, sie ist göttlich! So wenig die Erforschung der Katafomben, der Keilschriften in Ninive oder die Ergebnisse der neuern Forschungen, welche den Pentateuch in Widerspruch mit Natur und Geschichte zu stellen suchen, im Stande waren, die Grundvesten unserer Religion zu erschüttern, eben so wenig werden es die neuesten Anfeindungen auf dem Gebiete der Geschichte vermögen. Wir scheuen die Wahrheit nicht; wir lieben die Wahrheit, denn ohne dieselbe hört die Wissenschaft auf, und nicht bloß die Wissenschaft, sondern auch der Charakter und die Tugend. So sagt schon der Weise des alten Bundes: *Non intrabit sapientia in animam malevolam et non habitabit in corpore peccatis subdito.*

Wohl ist auch ein diesbezügliches Wort zu beherzigen, mit welchem Bernhardin de St. Pierre seine „indische Hütte“ schließt: „*Cherchez la vérité avec un coeur simple.*“ Was ist hierunter anderes zu verstehen, als das edele Herz, klar und wahr, welches Haß und das Gift der Verleumdung nicht kennt. Dr. Windthorst hat das auch angedeutet auf der letzten Versammlung zu Coblenz, wenn er in seiner Schlußrede es als etwas Schönes bezeichnet, was ihm Herzensfreude sei, daß wenigstens an einer Stelle im zerklüfteten Vaterlande Einigkeit mit Nichtkatholiken bestehe.

Ich habe noch einen Grund, meine hochverehrte Versammlung, mit Freude mich meiner Aufgabe der Begrüßung hinzugeben, und der liegt in den Verhältnissen Augsburg's. Wie? Hier in Augsburg tagen manche Versammlungen; wir werden so ziemlich unbemerkt vorübergehen, denn der große Haufen scheint nach *panem et circenses* zu rufen. Aber unser hochwürdigster Bischof Pancratius ist mit offenen Armen uns entgegengekommen; er hat Sinn für alles Edle und Große, für Kunst und Wissenschaft, auch für alles Gute, welches sich außerhalb seiner Diöcese vollzieht, wie das Gebiet der Missionen. Er hat von Anfang an das Wirken und Streben der Görres-Gesellschaft mit Freude begrüßt und sie bei jeder Gelegenheit unterstützt. Auf seine Anregung ist in unserer Diöcese auf's neue ein lebhafter wissenschaftlicher Geist erwacht. Es gibt ja viele junge Kleriker, die trotz unseres Priester mangels es nicht überwinden können, unsern hochwürdigsten Oberhirten zu bitten, sich noch einige Jahre oder auch gänzlich dem Studium hingeben zu dürfen. Im schwäbischen Klerus herrscht Verständniß für die Zeitbedürfnisse und die Fragen der Wissenschaft, nicht nur, weil sie durch tüchtige Kenntnisse auf der Höhe der Zeit stehen und den im öffentlichen Leben angestellten Männern an Bildung als ebenbürtig gelten wollen, sondern weil sie diese Kenntnisse als wichtige Waffen ansehen in Vertheidigung ihres Glaubens und zur Festigung eines christlichen Lebens.

Darum begrüße ich Sie, meine verehrtesten Herren, nicht bloß im Namen des Local-Comité's, sondern im Namen der ganzen Diöcese Augsburg. Seien sie tausend Mal begrüßt und willkommen! Segen auf ihrem Wirken für die Wahrheit und für die Wissenschaft! Möge über Ihren Berathungen Gottes Geist walten, *spiritus intellectus, sapientiae et fortitudinis!*

Möge die Görres-Gesellschaft erstarren und blühen!
Quod Deus bene vertat!

Darum wende ich mich, und ich glaube nicht bloß für meine Person, sondern im Namen aller Anwesenden, an unsern hochwürdigsten Herrn Bischof Pancratius.

Hochwürdigster Herr Bischof!

In Aller Namen unsern Dank für Ihre Liebe und Freundlichkeit. Sie haben unserer Gesellschaft die Weihe gegeben durch Abhaltung des feierlichen Gottesdienstes in Ihrer Kathedrale, und Sie haben unserer gegenwärtigen Versammlung Glanz gegeben durch Ihre hohe Anwesenheit. Wie ich den lieben Gott bitte, daß er uns stärke im Geiste der

rechten Erkenntniß und in Liebe zur begonnenen Arbeit, so bitte ich Sie, hochwürdigster Herr Bischof, segnen Sie uns und unser Wirken und ertheilen Sie uns den bischöflichen Segen.

Der Schlußbitte des Herrn Redners entsprechend, betrat der hochw. Herr Bischof die Rednertribüne und erfreute die Anwesenden mit nachstehenden warm empfundenen Worten:

Hochverehrte Versammlung!

Der Einladung meines hochwürdigen Herrn Domdekan's und des zeitigen Vorstandes des Local-Comité's für Abhaltung der gegenwärtigen Versammlung folge ich mit Freude. Ich habe bereits heute beim heiligen Opfer, so viel ich vermochte, Gott gebeten, daß er zu dem nicht bloß heute unternommenen Werke, sondern zu gesegneter Fortdauer des ganzen Werkes der Görres-Gesellschaft seinen allmächtigen Segen fort und fort geben möge. Wenn ich aber, bevor ich Ihnen meinen schwachen bischöflichen Segen gebe, mir erlaube, noch einige Worte vorauszusenden, so hoffe ich, Sie werden mir das nicht verübeln. Man sagt zwar von den alten Leuten, sie reden gerne von ihren verlebten Tagen und werden geschwägig; aber, meine lieben Herren, ich werde das vermeiden; aber wozu mich mein Herz drängt, das werden Sie mir nicht ansinnen, daß ich es verschweige. Ich habe seit der Gründung des verdienten Görres-Vereins diesem Vereine meine ganze Sympathie entgegengebracht. Es war eine wirklich von Gott gesegnete Stunde, in welcher bei der Centenarfeier unseres großen Görres resp. des Geburtstages unseres großen Görres, den wir mit Stolz einen Deutschen nennen, es war, sage ich, eine von Gott gesegnete Stunde, als damals ein Kreis von begeisterten, für die katholische Sache tief fühlenden und ernst wirkenden Gelehrten sich zusammenthat und den Beschluß faßte, den großen Görres durch ein Monument zu ehren, von welchem man jetzt sagen muß, es ist das ein monumentum aere perennius gewesen. Der große Görres, der so unendlich Großes leistete, sowohl auf der Lehrkanzel als in seiner öffentlichen Wirksamkeit, weit über alle Gauen Deutschlands und darüber hinaus, er konnte nicht würdiger gefeiert werden, man konnte ihm kein schöneres Denkmal stiften, als daß man eine Gesellschaft gründete, die nur darin ihr Ziel sucht, thätig zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland zu wirken. Die Zahl der Jahre, welche ich bereits von Gottes Gnade durchlebt habe, sie haben mich von Kindheit an mit einer Reihe der wichtigsten und einschneidendsten Ereignisse in Verbindung gebracht, denn sie beginnt mit dem Siege der verbündeten Heere über den Feind, der so viele Jahre Elend, Zerstörung, Schädigung in jeder Richtung über unsere deutschen Gauen gebracht hat. Ich erinnere mich aus meiner allerersten Kindheit — wenn ich auch die damaligen Ereignisse als Kind noch nicht kannte — die Rückkehr verschiedener Abtheilungen von der großen nach Frankreich gezogenen Armee durch meinen Heimathsort gesehen zu haben. In meine Studienzeit fällt die eigentliche Periode des Wiederauflebens der katholischen Wissenschaft. Als ich das Gymnasium absolvirte, hatte der große Görres gerade ein Jahr zuvor auf Berufung unseres genialen Königs Ludwig I. gesegneten Andenkens den Lehrstuhl der Geschichte in München bestiegen. Es war damals schon ein Kreis von begeisterten Professoren der Theologie und noch andern Gelehrten, welche ebenfalls der Bildung der Jugend in allen Fächern dienten, um ihn geschaart. Wie ich in das Studium der Theologie eingetreten war, wurde ich selbstverständlich mit den vorausgegangenen großen Ereignissen der wiedererwachten Pflege katholischer Wissenschaft, und zwar zunächst auf dem Gebiete der Theologie, bekannt; aber es drang der Ruf von dem Wirken dort in unserer Stadt München auf dem Katheder der Universität so in unsere Herzen, daß wir mit einem gewissen Gefühl von Eifersucht hinschauten. Mir war es auch nicht gegönnt, zu den Füßen eines Görres als Schüler zu sitzen. Aber als das große Ereigniß

zu Köln eintrat, da weiß ich recht wohl, wie Görres durch seine damals erschienene Schrift „Athanasius“ in unsere Herzen, und ich rede nicht bloß von uns, die wir Comilitonen waren, sondern weithin in das Herz des deutschen Volkes zündende Funken austreute. Nicht anders war es mit seiner zweiten Schrift: „Die Triarier“. Mit welcher Eier hat man damals noch in jugendlichen Kreisen gegriffen nach den Hefen der „Historisch-politischen Blätter“, welche ihre Entstehung gerade dem Impuls unseres großen Görres zu verdanken hatten. Auch auf diesen ruhte der Segen; sie haben vor zwei Jahren ein schönes Erinnerungsfest gefeiert, als der hundertste Band dieser Blätter vollendet war. Daher werden Sie sich nicht wundern, wenn die Gründung des Görres-Vereins auch auf mich eine besondere Zauberkraft ausgeübt hat. Ich habe in den frühern Jahren kennen gelernt das Ringen unserer edeln gelehrten Theologen auf dem Gebiete der Theologie; ich habe Kenntniß bekommen von den schweren Kämpfen, die wir zu bestehen hatten schon in unserer Jugendzeit gegenüber den Eindrücken, welche die Philosophie unseres damals begonnenen Jahrhunderts bereits in jungen Seelen hervorgebracht hatte. Wenn damals trotz all dieser feindseligen Einwirkungen es noch eine studirende Jugend gab, welche nichts anderes wußte, als ihrem Berufe zu leben, wenn damals noch Gottesfurcht und frommer Glaube in den Herzen wohnten, während schon einzelne Opfer des freisinnigen Geistes ihre geheimen Verführungskünste trieben, so möge der einzige Erklärungsgrund darin gesucht werden, daß damals noch die Frucht, welche im Schooße der katholischen Familie durch Erziehung gereift war, ihre Wirkungen trug.

Ich komme nun auf den hochverehrten Verein selbst mit wenigen Worten zu sprechen. Ich wollte meinen innigen Dank aussprechen für das unternommene Werk des Görres-Vereins. Habe ich ja selbst das Vergnügen, gerade denjenigen hochverehrten Herrn vor mir zu sehen, welcher, wie ich fest annehmen muß, der eifrigste Anreger zur Erreichung eines solchen segenspendenden und segensbringenden Vereins gewesen. Was der Görres-Verein bisher geschaffen hat, ist dem unermüdet rührigen Wirken des Vorstandes dieses Vereins zu verdanken, das ist meine Ueberzeugung. Und was für eine edele That ist es, die dadurch vollbracht wird? Es soll gesorgt werden für Pflege der Wissenschaft; auf welchem Wege das geschieht, ist Ihnen aus dem Programm bekannt. Sehen Sie an die Vereinschriften, die alljährlich erscheinen, wie viel Belehrendes enthalten diese schon! Dazu kam das wichtige Unternehmen des Historischen Jahrbuches, welches sich bereits ehrende Anerkennung auch von Solchen erworben hat, die es mit unserer Kirche nicht aufrichtig meinen; später wieder die Gründung und Herausgabe des philosophischen Jahrbuches, und neuestens die Ausführung einer Lieblingsidee des Herrn Vorstandes des Görres-Vereins — ich meine den verehrten Herrn Professor v. Hertling —, nämlich sein Staatslexicon. Meine Herren! Diese Thatfachen, die wir bereits aufweisen können, dienen zu großer Ermunterung in dem gleichen Grade, als unser Dank ein bleibender sein wird. Wir wären keine treuen Anhänger unserer heiligen Kirche, wir wären keine treuen Anhänger unseres geliebten gemeinsamen Vaterlandes, wenn wir nicht auch alles aufbieten würden, daß dieser Verein, wenigstens so viel an uns liegt, mehr und mehr in Blüthe gebracht wird. Was wir säen, seien wir froh, wenn die spätern Nachkommen die Früchte von dem Gesäeten ernten. Möge von Allen, die gegenwärtig sind, der feste Vorsatz gefaßt werden, diesem Vereine von ganzem Herzen treu zu bleiben und nach Kräften mitzuwirken, daß die Mitglieder des Vereins immer zahlreicher werden. Möge auch die gegenwärtige Versammlung zu dieser Förderung einen Beitrag leisten. Daß die Frucht eine recht reichliche sein möge, daß der verehrte Görres-Verein recht lange von Gott gesegnet seine Wirksamkeit fortsetzen, ich möchte sagen, deutschen Geist und deutschen Glauben entflammen möge, das war mein Gebet beim heiligen Opfer, das ist mein Wunsch, den ich hier ausspreche und zu dessen Erfüllung ich Ihnen als schwache Vorbedeutung meinen Segen gebe. (Die Versammlung empfängt knieend den Segen.)

Der Herr Vorsitzende dankte dem hochw. Herrn Bischof und Herrn Domdekan für ihre wohlthuenenden Worte und bemerkte, daß die Verhandlungen nicht besser und erfreulicher hätten eingeleitet werden können. Wenn dabei seiner — des Vorsitzenden — in ehrender Weise gedacht worden sei, so werde ihm das nur ein weiterer Antrieb sein, mit Ernst und Eifer dem gesteckten Ziele nachzustreben. — Sodann wurde in die Tagesordnung eingetreten.

An Stelle des am Erscheinen verhinderten Generalsecretairs Herrn Oberbürgermeister a. D. Kaufmann (Bonn) verlas Herr Rechtsanwalt Bachem (Köln) den üblichen Bericht über den Mitgliederbestand und die Vermögenslage der Gesellschaft. Sodann wurde auf Antrag der Revisionscommission dem Herrn Generalsecretair, welcher, wie bekannt, nach wie vor auch die Geschäfte eines Rendanten wahrzunehmen die Güte hat, für das Jahr 1889 Decharge ertheilt und zugleich dieselben Herren behufs Prüfung der Jahresrechnung von 1890 wiedergewählt.

Hierauf verlas der Vorsitzende nachfolgenden Bericht über die Wirksamkeit der Gesellschaft und den Fortgang der wissenschaftlichen Arbeiten.

Die Geschäfte des Vorstandes und des Verwaltungs-Ausschusses sind seit der letzten Generalversammlung in der herkömmlichen, durch das Statut geregelten Weise weitergeführt worden. Außerdem wurde, wie im vorigen Jahre, eine außerordentliche Vorstandssitzung abgehalten, welche wiederum im bischöflichen Palais in Mainz am 17. April stattfand und sehr zahlreich besucht war.

Den Jahresbericht für 1889 haben Mitglieder und Theilnehmer zur gewöhnlichen Zeit erhalten. Eines ganz besondern Beifalls hatte sich die erste Vereinschrift zu erfreuen: Mit Stanley und Emin Pascha durch Deutsch-Ostafrika, Reise-Tagebuch von P. August Schynse, herausgegeben von Karl Hesper's. Die Aufmerksamkeit welche diesen Aufzeichnungen des bekannten Missionars in den weitesten Kreisen zu Theil ward, veranlaßte die Veranstaltung einer zweiten Auflage und kam außerdem nachträglich noch der von demselben Verfasser herrührenden ersten Vereinschrift des vorigen Jahres „Zwei Jahre am Congo“ zu gut, von welcher neuerdings an dreihundert Exemplare durch den Buchhandel abgesetzt wurden. Als zweite Vereinschrift für das laufende Jahr ist so eben zur Versendung gelangt: Die deutschen Sterbebüchlein von der ältesten Zeit des Buchdrucks bis zum Jahre 1520. Mit 9 Facsimiles, von Dr. Franz Falk. Die dritte ist in Vorbereitung.

Von dem Historischen Jahrbuch, herausgegeben von Herrn Professor Dr. Grauert unter Mitwirkung von Herrn Dr. Weiß, liegen die drei fälligen Quartalhefte des elften Bandes, 672 Seiten stark, vor. Die Zahl der Abonnenten aus der Gesellschaft betrug im laufenden Jahre 413, die der Tausch- und Freiemplare 73, während durch den Buchhandel 172 Exemplare abgesetzt wurden. Die Redaction ist nach wie vor bemüht, den Lesern des Jahrbuches gehaltvolle wissenschaftliche Specialarbeiten, kleinere Mittheilungen, ausführliche Besprechungen einzelner neuer historischer Werke, dann aber vor allem eine möglichst umfassende orientirende Uebersicht über den Inhalt historischer und verwandter Zeitschriften, sowie selbständiger Werke aus dem Bereiche der Geschichtslitteratur zu bieten. Hervorragende Auto-

ritäten, denen die bibliographischen Hülfsmittel großer Bibliotheken zu Gebote stehen, haben rückhaltlos die Dienste anerkannt, welche das historische Jahrbuch ihnen geleistet hat; um so mehr darf angenommen werden, daß es die Studien derjenigen Interessenten erleichtert, welche fern von den großen Centren des wissenschaftlichen Lebens ihre Arbeiten zu fördern genöthigt sind. Neuerdings sind Verbindungen mit französischen Gelehrten angeknüpft worden, um die reiche historische Litteratur Frankreichs demnächst eingehender berücksichtigen zu können.

Von dem Staats-Lexicon, redigirt von Herrn Dr. Bruder in Innsbruck, liegt nunmehr der erste Band vollständig vor; von dem zweiten sind das erste und zweite Heft, bis Dismembration reichend, erschienen.

Das auf Veranlassung und mit Unterstützung der Gesellschaft erscheinende Philosophische Jahrbuch hat sich auf der gewonnenen Höhe zu behaupten gewußt. Im Jahre 1889 erschienen fünf Hefte, so daß mit Ablauf des Kalenderjahres die beiden ersten Bände complet vorlagen, von dem dritten Bande sind die fälligen drei Quartalhefte an den entsprechenden Terminen ausgegeben worden. Da Herr Dr. Pohle im vorigen Herbst einem ehrenvollen Rufe an die katholische Universität in Washington Folge geleistet hat, ist die Redaction von Herrn Dr. Gutberlet mit Unterstützung von Herrn Dr. Schmitts weitergeführt worden. Die Zahl der Abonnenten aus der Gesellschaft betrug 229, der Abnehmer im Buchhandel 120, die der Tausch- und Frei-Exemplare 21.

Zu dem Archiv für Litteratur- und Kirchengeschichte des Mittelalters, mit Unterstützung der Görresgesellschaft herausgegeben von den Herren PP. Denifle und Ehrle, sowie zu der Bibliothek des Campo Santo der Deutschen in Rom hat das bisherige Verhältniß fortgedauert.

Unterstützung einzelner Gelehrten und Schriftsteller zur Förderung wissenschaftlicher Zwecke hat, theils in Fortsetzung älterer Bewilligungen, theils auf neue Anregung hin in sieben Fällen stattgefunden. Der Vorstand hält indessen an der Auffassung fest, daß „Ausgaben dieser Art, insbesondere Druck-Unterstützungen, in Zukunft im Interesse der großen fortdauernden Unternehmungen und auch zugleich in consequenter Weiterentwicklung des ursprünglich vorgefaßten Programms zurücktreten und auf einzelne Ausnahmefälle beschränkt werden sollen“.

An dem von der Gesellschaft begründeten historischen Institut in Rom waren im vergangenen Winter die Herren Dr. Kirsch und Dr. Hagen, P. Amman und Kaplan Schlecht beschäftigt, die beiden Erstern mit der Bearbeitung der Cameral-Acten aus dem 14. Jahrhundert, die zwei Andern mit der der Nuntiatur-Berichte aus der Zeit Sixtus' V. Die Vorarbeiten sind so weit gefördert, daß voraussichtlich im nächsten Jahre mit dem Druck einer ersten Publication begonnen werden kann. Selbstverständlich erfordert der Bestand und die weitere Entwicklung dieses Unternehmens die Aufwendung erheblicher Mittel; der Vorstand glaubt indessen der Hoffnung sich hingeben zu dürfen, daß der allgemeine Beifall, welcher demselben sofort bei seiner Begründung entgegengebracht wurde, dazu beitragen werde, der Gesellschaft fortdauernd neue Freunde zu erwerben. Bei dem Anwachsen der Aufgaben ist allerdings ein Zuwachs an Gesellschafts-Mitgliedern dringend erforderlich.

Am Schlusse der geschäftlichen Sitzung sprach Herr Domcaplan Dr. Jos. Ant. Endres über kunstgeschichtliche Sehenswürdigkeiten der Stadt Augsburg. Nachstehend der Wortlaut.

Es ist bei den Generalversammlungen der Görres-Gesellschaft Sitte geworden, die anwesenden Gäste über bemerkenswerthe Erscheinungen des Versammlungsortes durch einen Vortrag zu orientiren. Der Themata allgemeineren Interesses, die sich zu diesem Behufe aus der reichen Geschichte der hiesigen Stadt entnehmen ließen, wären nicht wenige. Ich könnte Sie hindurch führen durch den wechselvollen innern und äußern Entwicklungs-

gang der Stadt; ich könnte Ihnen zeigen, wie sie ihren ersten Glanz den Zeiten des römischen Kaiserthums verdankt, wie sie nach den Verheerungen der Völkerwanderung und den Einfällen der Hunnen auflebt unter dem segensvollen Wirken des großen h. Ulrich, wie sie blüht als bischöfliche Stadt. — Allerdings können wir ihr diese Bezeichnung nicht lange beilegen. Denn unter den Hohenstaufen mußte sich die Bürgerchaft eigene Rechte und eine gewisse Selbständigkeit zu erwerben, und unter Rudolph von Habsburg erhielt die Stadt bereits die Reichsfreiheit. Seit jenen ersten Freiheitsbestrebungen sehen wir zwischen Bischof und Bürgerchaft eine Spannung eintreten, welche dazu führte, daß der Bischof gegen das Ende des 15. Jahrhunderts seine Residenz nach Dillingen verlegte, welche fort dauerte, bis der letzte Nachfolger des hl. Ulrich, den das Herkommen mit dem Glanze weltlicher Herrschaft schmückte, fern von seiner Bischofsstadt die Augen schloß. Unter der Bürgerchaft selbst herrschten Jahrhunderte lange Rangstreitigkeiten zwischen den Patriziern und Zünften. — Dies alles und der hohe Aufschwung der Stadt im 15. Jahrhundert, ihr Sinken von der erreichten Höhe seit der Reformation durch die Verlegung der europäischen Handelswege, durch die Kriege bis zur Säkularisation und Mediatifirung, — dies alles würde sich zu einem Bilde von dramatischer Wirkung vereinigen lassen.

Doch in der politischen Geschichte und in den politischen Gestaltungen lebt sich die volle Veranlagung der zu einem Gemeinwesen vereinigten Menschen nicht aus. Ihr Geist und Herz und ihre höchsten Ideale blicken uns verkörpert entgegen aus den Werken ihrer Künste. Mit Recht dürfen diese daher ein hohes Interesse in Anspruch nehmen. Darum lade ich Sie ein, die Kunstschöpfungen der hiesigen Stadt mit mir einer Betrachtung unterziehen zu wollen. Ich kann diese Einladung damit begründen, daß bereits eine der ersten geschichtlichen Nachrichten über die Stadt auf den Glanz künstlerischen Schmuckes schließen läßt, wenn nämlich Tacitus von ihr als der splendidissima Rhetiae provinciae colonia redet, — daß von der Augsburger Pracht in frühern Zeiten sprichwörtlich die Rede war.

Es stünde nun heute allerdings ein Mann an meiner Stelle, welcher mit der Entwicklung unserer Stadt im Ganzen wie im Einzelnen mehr vertraut ist, wenn er nicht an's Krankenlager gefesselt wäre¹⁾, und ich weiß nicht, ob ich meiner Aufgabe vor einer so gelehrten Versammlung gerecht zu werden vermag. Doch werde ich versuchen, Sie auf das Wesentliche der erhaltenen Kunstschöpfungen und des wirklich Sehenswerthen hinzuweisen, ohne bei der ästhetischen Würdigung des Einzelnen zu verweilen.

Die Stadt Augsburg, ursprünglich eine Befestigung der Likatier, wurde bereits im J. 14 v. Chr. römische Colonie. Wenn wir bedenken, daß sie der Sitz des Präses der Provinz war, ein Hauptwaffenplatz, der Knotenpunkt von acht Hauptstraßen, eines der wichtigsten Vermittelungsglieder des von Italien ausgehenden Binnenhandels für das nördliche Germanien, so schiebt sich in unsere reconstruirende Vorstellung dieser Römerstadt unwillkürlich der Gedanke an eine hier blühende Kunst ein. In der That weisen die Ueberreste des hiesigen römischen Antiquariums auf große monumentale Bauten, auf einen Bestand von Bildwerken in Erz und Stein. Es sei hier nur erinnert an die Reste mächtiger Säulen, an einige bedeutende Sepulchralsculpturen, an das merkwürdige Reliefbild der duumviri der Stadt, an einen vergoldeten Pferdekopf aus Bronze in mehr als natürlicher Größe, welcher vermuthlich von einer imposanten Reiterstatue herrührt. Doch ein Denkmal aus jener Welt, welche nunmehr der Schutt von anderthalb Jahrtausenden deckt, und deren Ueberreste aus einer Tiefe von 10, 20 bis 30 Fuß geholt werden müssen, verdient besondere Beachtung, wenn auch nicht um des Kunstwerthes willen: es ist ein einfacher antiker Steinjarg ohne Schrift und Schmuck, den eine der Seitenkapellen der St. Ulrichskirche

¹⁾ Herr Domcapitular Raffler, welcher ursprünglich einen localhistorischen Vortrag zugesagt hatte.

aufbewahrt. Dieses Denkmal vermittelt zwischen der heidnischen und christlichen Zeit; es ist der ehrwürdige Sarg, in welchem die hl. Afra von ihrem Martertode bis zum Jahre 1804 ruhte. Ueber der Memoria dieser hervorragenden Blutzeugin für den christlichen Glauben in unsern Gauen ragte das erste christliche Kirchlein empor. Es ragte empor, da die Fluthen der Völkerwanderung kamen und da sie sich wieder verliefen, so daß in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts der christliche Dichter Venantius Fortunatus, von Ravenna aus auf einer Wallfahrt nach Tours zum Grabe des hl. Martin begriffen, hier bei den Reliquien der hl. Afra seiner Andacht obliegen konnte. Dieses Heiligthum war auch, wie man annimmt, die erste bischöfliche Kirche. Doch nicht allzulange, denn kurz nach Wigo's oder Wikerp's, des ersten historisch beglaubigten Augsburger Bischofs Zeiten († c. 750), müssen wir den historischen Zeugnissen zufolge auf eine eigene ecclesia matrix der Diocese, eine Kathedrale, schließen. Nun stand St. Afra an der Stelle, wo sich heutzutage noch St. Ulrich und Afra erhebt, die Kathedrale auf dem Platze der jetzigen Domkirche. Das wurden und blieben also die beiden Pole der Stadt; an sie bauten die Bewohner ihre Häuser; zwischen ihnen bewegt sich jene hochinteressante, nicht etwa nach einem vorgefaßten Plane geschaffene, sondern historisch gewordene Hauptstraße, die wohl nur wenige ihres Gleichen haben dürfte.

Aus jenen frühen Jahrhunderten haben sich nur wenige kunstgeschichtliche Erinnerungen erhalten, nämlich ein 18 cm langes Seidenband, angeblich vom Gürtel der allerjüngsten Jungfrau, ein Geschenk der Kaiserin Gemma († 876), Gemahlin Kaiser Ludwigs des Deutschen, an Bischof Witgar von Augsburg, den Kanzler ihres Gemahls, und zwei weitere, mit Schriftzeichen aus der karolingischen Zeit durchwirkte Seidengürtel; außerdem ein in golddurchwirktes Seidenzeug gehülltes Armbein des hl. Apostels Bartholomäus, welches das in Silber getriebene Bild des Heiligen schmückt. Die Fassung dieser Reliquie ist byzantinischen Ursprungs.

Der Beginn einer ersten Blütheperiode der christlichen Stadt knüpft sich an die große Erscheinung des h. Ulrich. Er ist nicht nur der verehrungswürdige Heilige, er ist der „Vater des mittelalterlichen Augsburg“, der Mitretter Deutschlands gegenüber den Hunnen. Die Zeitläufte selbst zwangen ihn zu den verschiedenartigsten Unternehmungen, vor allem zu reger Bauthätigkeit; denn als er nach seiner bischöflichen Consecration i. J. 924 in die Stadt zurückkehrte, fand er, wie sein Biograph Gerhard erzählt, die Mauern der Kirche (worunter wir die damals schon „tuom“ genannte Kirche zu verstehen haben) überall heruntergekommen und überhaupt alle Gebäude in einem höchst ruinösen Zustande. Er sorgte nun vor allem für Sicherheit der Stadt durch Mauern und Bollwerke und ging dann, nachdem er so bereits i. J. 926 einen neuen Ansturm der Hunnen ausgehalten, an die Werke des Friedens. Er stellte den Dom wieder her und nahm Erweiterungen an demselben, namentlich an der Krypta vor. Als bei einem neuen Einfalle der Ungarn in dem entscheidungsvollen Jahre 955 die Atrakirche, welche noch bis tief in's Mittelalter hinein außerhalb der Mauern stand, verbrannt worden war, baute er sie vergrößert wieder auf, schmückte sie mit einem schönen gewölbten Portale und ihre Wände mit Gemälden. Außerdem errichtete er südlich vom Dome die ehemalige Pfarrkirche des Domsprengels, St. Johannes dem Täufer geweiht. Von diesen Bauwerken hatte sich eine, die Johanneskirche, bis in unser Jahrhundert herauf gerettet. Sie fiel aber leider i. J. 1809 einer wahllosen Zerstörungssucht zum Opfer. Es war eine 120 Fuß lange und halb so breite Hallenkirche mit östlicher Apsis. Man hatte vermuthet, daß der alte Theil der Domkrypta wegen der archaischen Form der Capitele ebenfalls auf die Zeit des h. Ulrich zurückzuführen sei. Allein diese Vermuthung hat sich nicht bestätigt, da sich die nämlichen Capitelformen an den Schallöffnungen der später entstandenen Thürme des Domes finden. Von monumentalen Zeugen aus der Zeit des h. Ulrich ist also nichts mehr übrig geblieben.

Dagegen haben sich noch kostbare Erinnerungen an die Person des Bisthumspatrons erhalten in den drei seidenen Glockencaseln, von denen die eine in der Sacristei von St. Ulrich, die beiden andern im bischöflichen Museum aufbewahrt werden. In ersterer ruhte der Heilige im Grabe, bis die hl. Gebeine unter Bischof Hartwick I. 1183 erhoben wurden. Sie ist begreiflicher Weise am wenigsten gut erhalten und verdankt überhaupt ihre Erhaltung nur der eigenthümlichen Art, in welcher der Leichnam beigelegt worden war; um so besser dagegen die beiden übrigen. Die eine besteht aus weißem Seidenstoff, ist mit braunen und rothen Bordüren eingefasst und trägt auf dem Rücken in rother Schnur ein Kreuz mit aufsteigenden Querbalken. An Stelle von Mustern im Stoffe sind in höchst primitiver Weise kleine Sterne und Rosetten aufgenäht. Die andere ist aus gelbem gemustertem Seidenstoffe, grüne Borden bilden auf ihrer Rückseite ein gerades Kreuz. Die sogenannte Haube des hl. Abundius im bischöflichen Museum, welche St. Ulrich mit Reliquien dieses Heiligen aus Italien brachte, ist, wie es scheint, nichts anderes als ein außerordentlich seltenes Muster für die älteste Form der bischöflichen Mitra. Unter anderm erfreut sich die Ulrichskirche noch des Besizes zweier bedeutender Reliquien aus dieser Zeit. Beide haben ihre eigene große Geschichte hinter sich; denn Kriegs- und Friedenszeiten, Zeiten ungestörter Frömmigkeit wie religiöser Erregung und schaler Aufklärung spiegeln sich in dem Schicksal derselben. Es ist dies der Ulrichskelch und das Ulrichskreuz. Von dem Kelche stammt nur die einfache breite kupferne Kupa aus der Zeit des h. Ulrich. Sie ward bei seiner Erhebung im Grabe gefunden. Dagegen gehören der silberne Ueberzug derselben sowie der Krystallknopf des Kelches und der Fuß in getriebener Arbeit der Zeit der Auffindung an. Das Ulrichskreuz hat im Laufe der Zeit Kunst und Sage mit gleich wunderbaren Thaten umgeben. Nach der Sage soll es ein dem h. Ulrich während der Ungarnschlacht durch einen Engel gebrachtes Siegeszeichen sein. Offenbar ist es jedoch nichts anderes als eine größere Kreuzpartikel, welche der Heilige als Pectorale trug. Die ursprüngliche Einfassung des Kreuzes hat der berühmteste hiesige Goldschmied des 15. Jahrhunderts, Nicolaus Seld, mit einem unschätzbaren Gehäuse in Kreuzesform umgeben, auf dessen Rückseite die oben erwähnte Legende dargestellt ist. Wir schauen hier auf kleinem Raume ein figurenreiches, buntbewegtes Schlachtenbild, und es ist kaum glaublich, wie es der Stift des Eiseleurs zu Stande bringen konnte.

So groß nun auch die Sorgfalt Ulrich's beim Baue des Domes nach dem ausdrücklichen Berichte gewesen sein mag, er überdauerte das Leben des Heiligen nur um wenig; 994 stürzte er zusammen, a se ipso wie die Augsburger Annalen berichten. Bischof Luitold, von der h. Kaiserin Adelheid unterstützt, machte sich alsbald an den Neubau. Und nun erstand in einer Zeit, da man in der Architektur bereits zu mehr stilistischer Klarheit und größerer technischer Sicherheit gekommen war, ein Bau, in dem uns jene Culturstufe ihr Bestes bietet, der als eines der ersten Entwicklungsglieder einer ganzen Reihe von Werken des nunmehr rasch aufblühenden romanischen Stiles in Süddeutschland sich bis auf unsere Tage erhalten hat. In einem Zeitraum von ungefähr zehn Jahren erhob sich auf neun Pfeilern eine dreischiffige, flachgedeckte Basilica mit westlichem Querschiff, West- und Ostapsis und zwei östlichen Seitenthürmen. Die Thürme und die Flügel des Querschiffes laden gleich weit aus, so daß sich das Ganze auf wohlproportionirtem Plane aufbaut. Die Details der Bauglieder sind noch die denkbar einfachsten. Wir sehen sie hier für den romanischen Stil so zu sagen erst im Werden begriffen. So sind die trapezförmigen Capitele der ältern Krypta und der Schallöffnungen der Thürme einfach nach unten etwas gerundet und schließen sich in dieser Form unmittelbar an den Säulenschaft an. Eben so einfach sind die Sockel und Kämpfer der Pfeiler, während die spätern romanischen Anbauten, die größere Krypta, das Portal zum Kreuzgang, der Capitelsaal des ehemaligen Monasteriums, ein romanisches Portal im jetzigen Ordinariatsarchiv bereits ausgebildete, ja theilweise sehr schöne Formen aufweisen.

Von der ursprünglichen Ausstattung des Domes hat sich nur wenig erhalten, so eine von zwei Löwen in einer senkrecht gestellten Platte getragene bischöfliche Kathedra und ein räthselhafter Steinbogen im westlichen Chore, Ueberreste von riesigen Figurenmalereien hinter den gothischen Ueberwölbungen im südlichen Flügel des westlichen Querchiffs; einige kleine Metallbildnisse vom ehemaligen Hauptaltar, welche jetzt das bischöfliche Museum aufbewahrt; außerdem aber zwei Gegenstände, welche mehr als der Dom selbst das Interesse der Kunstforscher in den weitesten Kreisen in Anspruch genommen haben, nämlich das Bronze-Thor und die alten Glasgemälde. Ueber ersteres existirt bereits eine größere Litteratur in den umfangreichen Kunstgeschichten und den Monographien von Alloli, Karch, Maier und Merz. Während man früher die Bilder in willkürlicher und unmethodischer Weise bald als „Kreislauf des menschlichen Heiles“, als „Kampf des Menschen mit der Sünde, sein Sieg, die Erlösung“, bald als vollständige alt- und neutestamentliche Geschichte oder gar als Darstellung des Reiches Gottes in Staat und Kirche deutete, suchte neuestens Merz in einer Tübinger Dissertation an der Hand gleichzeitiger homiletischer Schriftsteller uns aus dem Gesichtskreise der Zeit eine Erklärung zu geben, welche in wesentlichen Punkten von überzeugender Beweiskraft begleitet ist. Jene 33 Erzgußtafeln, welche vormals als zwei Thüren die östlichen Eingänge in die beiden Seitenschiffe des Domes schlossen, sind weder rein historisch noch eigentlich allegorisch, sondern vielmehr typologisch zu erklären. Alle jene alttestamentlichen Gestalten und Scenen sind als Typen auf Christus und seine Kirche zu beziehen. Entstehung, zeitlicher Zustand, endliche Vollendung der Mission der Kirche, das bildet den Gegenstand der Darstellungen. „Mit dem entwickelten Inhalte ihrer Bildwerke stehen aber die Augsburger Thüren, wie Merz bemerkt, unter den verwandten Kunstdenkmälern einzig da.“

Einzig stehen aber auch da die fünf Glasgemälde in den Rundbogenfenstern der Südseite des Schiffes mit den Darstellungen von Moses, David, Daniel, Dsee und Jonas. Mögen nämlich die Anschauungen der Kunstkenner in der Angabe des Alters noch so weit auseinandergehen, — so viel bleibt gewiß: sie gehören zu den ältesten existirenden, wenn nicht die Behauptung des verdienten Herberger Recht behält: „sie sind die ältesten in der Welt“.

Im Jahre 1012 wurden unter Bischof Bruno, dem Bruder Heinrich's II., die Benedictiner von Tegernsee nach Augsburg berufen, ein Ereigniß von größter Bedeutung für Augsburg's Kunst- und Culturgeschichte. Derselbe Bischof gründete das Canonicatstift St. Moriz. Im folgenden Jahrhundert entstanden die Augustiner-Chorherrenstifte St. Georg und Heilig-Kreuz. Nur die Thürme und bei St. Moriz das Schiff der Kirche weisen jetzt noch auf jene Zeit zurück. Dagegen hat sich das Canonicatkirchlein St. Peter hinter dem Perlachthurme erhalten. Es ist ein dreischiffiger Hallenbau mit geradem Chorabschlusse und runden Seitenapsiden.

Von den Werken der Kleinkunst, welche noch in jene Periode zurückreichen, darf eine hervorragende Kostbarkeit Augsburg's nicht übergangen werden, nämlich die jetzt noch im Gebrauche befindliche Monstranz von h. Kreuz, in welcher eine am Ende des 12. Jahrhunderts transformirte h. Hostie aufbewahrt wird. Diese Monstranz ist ihrem ältesten Bestandtheile nach ein reliquiariumartiges romanisches Kästchen mit der Darstellung der zwölf Apostel in getriebener Arbeit, das sich nicht nur seinem Stifter, sondern, was für jene Zeit gewiß selten ist, auch seinem Urheber nach ausweist, indem es besagt: Conradus de Lindowe fecit me, pro quo orate. Später wurde aus der Vorderseite dieses Reliquiars ein Ausschnitt gemacht, damit das „wunderbarliche Gut“ gesehen werden konnte, und das Ganze von dem seinem früher erwähnten Bruder ebenbürtigen Georg Seld mit einem Fußgestell und einem wunderbar zart ausgeführten gothischen Baldachin-Ueberbau versehen, so daß wir hier ein typisches Muster für die Entstehung der Monstranzen und Ostenorien aus Turris und Reliquiar der romanischen Zeit vor uns haben. Die Renaissance- und Barockzeit

hat die Arbeit Seld's durch weitere Zuthaten, namentlich durch Aufsetzen einer Krone fast ganz unsern Blicken entzogen, uns dafür aber durch eine wahre Fluth von Perlen und kostbaren Steinen, die sie über die ganze Monstranz ausgoß, zu entschädigen gesucht.

Wir treten in die Periode der Gothik. Gleichzeitig mit dem Aufblühen der Gothik sehen wir Augsburg seiner mittelalterlichen Größe entgegenreisen. Es begann da jene Zeit, welche die Augsburger Pracht sprichwörtlich machte. Da gewahren wir ein reiches Bürgerthum im Patriziate, das seinen im Gewerbe gewonnenen Reichthum durch Handel und Geldgeschäfte in's Unberechenbare steigerte, mit dessen Geld Kaiser und Fürsten ihre Unternehmungen wagten und Kriege führten: wir treffen ein kunstgeübtes Bürgerthum in den Zünften, dessen Thätigkeit ausgiebige Nahrung und Anregung fand in den Bestrebungen der Geistlichkeit und der zahlreichen Klöster, der kunstliebenden, in großen Handelsverbindungen stehenden Reichen, des städtischen Gemeinwesens selbst, der Fürsten, vorab eines kunstsinigen Kaisers Maximilian.

Nach einigen zufälligen Veranlassungen zum Bauen durch Einsturz und Brand um's Jahr 1300 machte sich jene instinctive Baubewegung, welche damals von Frankreich aus immer weitere Kreise zog, auch hier bemerkbar. Da zu einem großen selbständigen Neubau keine Veranlassung vorlag, so versuchte man seine Kraft in der Umgestaltung des Domes. Und es muß als eine wahrhaft geniale Conception bezeichnet werden, gleichviel ob sie die Erfindung eines Einzigen oder das Resultat der Pläne sich ablösender Bauherren sein mag, welche das vorhandene Gebäude so zu verwerthen und umzugestalten wußte, daß sich mit den hinzugekommenen Neubauten das jetzige harmonisch gestimmte Ganze herausstellte. Wenn Professor Kraus in seiner vor einigen Monaten zu Gunsten der Restauration des Freiburger Münsters gehaltenen Rede bemerkt, man könne unsere mittelalterlichen Baudenkmäler in zwei Klassen theilen; die Werthschätzung derselben hange nur davon ab, welchem Gesichtspunkte man den Vorzug ertheile: es gebe Denkmäler, welche vor allem durch die Einheitlichkeit und Harmonie all ihrer Theile wirken, und solche, die sich nicht als ein harmonisches Ensemble, nicht als der glückliche Wurf eines einzigen großen Meisters darstellen, sondern als ein Product von Jahrhunderten, deren wechselndes Wesen sie verkörpern, — so brauchen wir vom letztern Gesichtspunkte aus unsern hiesigen Dom nicht in den letzten Reihen der mittelalterlichen Baudenkmäler zu suchen.

Der opferwillige Domcustos Konrad von Mandach begann im Jahre 1321 die Gothisirung. Er setzte den romanischen Pfeilern die gothischen Dienste vor, wölbte die flachen Decken ein, durchbrach die Wände der Seitenschiffe und fügte zwischen den Thürmen und Querschiffsflügeln je ein neues hinzu. So ward eine Weite und Breite des Raumes geschaffen, von deren Druck nur eine entsprechend frei emporstrebende Höhe entlasten konnte. Deshalb ist es wahrscheinlich, daß schon damals der Plan zu dem mächtigen Chorbau beschlossene Sache war. Letztern ließ vom Jahre 1356 an Bischof Marquard, der Kanzler Karls IV., nach französischem Grundrißsysteme, ähnlich wie beim Beitsdom zu Prag, ausführen. Er erhebt sich fünfschiffig in eine freie lichtvolle Höhe. Der eigentliche Chor schließt mit drei Seiten aus dem Zwölfeck, die nächsten Schiffe bilden den Umgang, die letzten lösen sich in dem Kapellenfranz auf.

Im Jahre 1346 waren bereits die beiden herrlichen Portale fertig. Die Figurenwerke ihrer Tympana sind Darstellungen aus dem Marienleben. Die Statuen unter den geschweiften Bogen des Nordportals, zum Theil aus älterer Zeit stammend, scheinen jedoch nur zufällig zusammen gestellt zu sein, und allen versuchten Erklärungen zum Troße eine einheitliche Beziehung nicht zuzulassen.

Während bis zur Vollendung des Domes im Jahre 1410 alles in den maßvollen Formen der besten Zeit des gothischen Stiles gehalten ist, tritt in der decorativen Ausstattung des Westchores an der Wende dieses Jahrhunderts die ganze Ungebundenheit der Spätgothik zu Tage. Weil jene Meister, unter denen auch der berühmte Burkard Engel-

berg genannt wird, nur zu Zwecken der Ausschmückung arbeiten durften, so wollten sie, wie es scheint, zeigen, was sie darin zu leisten vermochten, und schufen nun ein an's Barocke streifendes, wahrhaft verwirrendes Gewoge von decorativen Formen.

Der Name Burkard Engelberg's, des Erbauers der St. Ulrichskirche, führt uns zum letzten großen monumentalen Bau, der unter dem Einfluß der Kirche entstand, dem dauernden Denkmal über einem Ort, an welchem acht Jahrhunderte lang die Regel des h. Benedictus blühte. Dieses Münster, das bereits im Jahre 1474 begonnen worden war, wurde erst im Jahre 1603 im gothischen Stile vollständig ausgebaut. Es ist der imposanteste Bau der Stadt. In den Gurten der Netzgewölbe, welche verschlungen und verflochten und im Mittelschiffe zum Theil überecks gestellt sind, sowie in den Maßwerken der Fenster, deren Kreisrund und Oval, willkürlich eingeführt, sich durchschneiden und plötzlich abbrechen, zeigt sich die ganze Freiheit und spielende Virtuosität der Spätgothik, welche freilich vor dem strengen Ernste des Kunstkritikers nicht bestehen können, obwohl sie der feierlichen Ruhe und erhabenen Größe des Ganzen keinen Eintrag zu thun vermögen. „Das ganze Bauwerk“, bemerkt Sighart, obwohl großartig, schlank, fest und künstlich, zeigt doch bereits arge Verirrungen; die Decoration überwuchert alle Hauptformen, alles scheint erlaubt und schön, was der Bewegung des Circels entspringt.“

Aber nicht die Architektur war es, welche das Augsburg von damals so berühmt machte; vielmehr waren es die andern Künste, seine Glas-, Fresco- und Tafel-Malerei, seine Bildschnitzerei und Bildhauerei, seine Gold- und Silber-Arbeiten. Von all dem ist freilich nur mehr ein ganz armseliger Rest erhalten; denn mitten im reichsten Blühen aller Künste brach der Bildersturm los, welchen Augsburg um seiner zum Zwinglianismus hinneigenden Richtung willen doppelt fühlen mußte. „Die Pfaffen, Mönche, Nonnen,“ sagt Schertlin von Burtenbach in seiner Lebensbeschreibung, „sind um Lichtmeß 1537 aus der Stadt gezogen und getrieben worden, und alle Altäre, hölzerne und steinerne Bilder hinweggethan. Zu welchem Handel und um Aufruhr zu verhüten, habe ich 200 Knechte unter mir gehabt.“ Mehr als zehn Jahre blieben dann die Klöster und die Pfarrkirchen den Händen der religiösen Neuerer preisgegeben.

Gehen wir auf einzelne erhaltene Kunstwerke ein, so kannte man trotz der vielen Nachrichten der Chronisten über die Pflege der Wandmalerei bis vor zehn Jahren ein einziges Bild dieser Art: den Tod Mariens vom Jahre 1469 in der St. Jacobskirche. Damals entdeckte man ebendort noch die Krönung Mariens und die über 3 m hohe Figur des h. Antonius des Einsiedlers. In dieser kolossalen Gestalt von großer Wirkung ist durch die Verrenkung der Glieder das Alter vortrefflich charakterisirt, während aus dem Antlitz eine seelenvolle, fast jugendliche Anmuth spricht. Vor wenigen Wochen führte sodann die Restauration der Goldschmiedskapelle zu einem neuen Funde. Es sind Bilder im Stile der monumentalen Flachmalerei, wohl aus dem 3. Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts: die Geburt Christi, die hl. drei Könige, mehrere Scenen des Leidens, das Gericht, St. Georg im Kampfe mit dem Drachen darstellend, — Bilder, deren Bedeutung für die Kunstgeschichte vorzüglich in der angewandten Technik liegt, da sie nicht al fresco aufgetragen, sondern nach einer angestellten Untersuchung mit Oelfarben auf Gyps- oder Marmorgrund gemalt wurden.

Für die Glasmalerei vereinigt der Dom in den wenigen aber aus verschiedenen Perioden stammenden Bildern eine Art Compendium der Entwicklung dieser Kunst in sich.

Die Tafelmalerei können wir jedoch noch Schritt für Schritt verfolgen, angefangen von dem ältesten datirten Bilde im bischöflichen Museum aus dem Jahre 1439 bis zu den Einflüssen der flandrischen Schule und Italiens unter Hans Burkmaier und Holbein dem Ältern bis zu dem völligen Uebergang in die Formen der Renaissance und dem allmäligen Verschwinden des Charakters der einheimischen Schule in Amberger, von dessen schönsten Bildern eines die Wolfgangskapelle des Domes schmückt, vorzügliche Portrait-

malereien das königliche Museum. Kunstwerke von hohem Werthe aus dem Ende des 15. Jahrhunderts besitzt der Dom in den Gemälden der vier östlichen Wandpfeiler-Altäre, welche der ältere Holbein für das Kloster Weingarten gemalt hatte. Es ist in diesen vier Darstellungen: des Opfer Joachims, der Geburt Mariens, ihres Tempelgangs, ihrer Opferung Jesu im Tempel, das häusliche und öffentliche Leben mit einer Zartheit und Lieblichkeit und zugleich mit einer Hoheit und Grazie und in so leuchtender Farbenpracht geschildert, daß die ebenfalls hervorragenden figurenreichen Bilder Zeitbloms an den vier westlichen Pfeiler-Altären damit vergeblich wetteifern. Eine genauere Kenntniß der hiesigen Malerschulen ist übrigens in der königlichen Galerie zu gewinnen, dem ehemaligen Katharinenkloster, aus welchem selbst die berühmtesten Bilder der Galerie stammen.

Von der ehemals so blühenden Holzsnitzkunst können wir aus dem jetzt noch Vorhandenen keine Vorstellung mehr gewinnen, und selbst das Wenige, was die Stadt aufweist, wie z. B. der typisch schöne gekreuzigte Heiland auf einem Seitenaltar des nördlichen Seitenschiffes im Dome, der fränkischen Schule angehörig, kommt zum Theile von auswärts. Ebenbürtig steht diesem Werke fränkischer Kunst eines der schwäbischen gegenüber in der fast 2 m hohen Madonna des königlichen Museums. Einige andere bemerkenswerthe Leistungen finden sich zerstreut in dem genannten und dem bischöflichen Museum, im Dome und andern Kirchen, eine reizende heilige Felicitas mit ihren sieben Söhnen bei St. Peter.

Viel reicher sind wir an Werken der Steinsculptur. Es sind zumeist Sepulchralmonumente in den verschiedenen Kirchen der Stadt. Eine von selbst zur Galerie angewachsene Sammlung solcher Bilder vom Ausgange des 14. bis zum Beginne des 17. Jahrhunderts findet sich jedoch im Kreuzgange des Domes. Sie stellen dar die Gottesmutter und eine Reihe anderer Heiligen; den Heiland auf dem Delberge, am Kreuze, seinen Leichnam im Schooße der Schmerzensmutter von einem Engel in die Höhe gerichtet, Magdalena den Auferstandenen schauend: — lauter Bilder der Erlösung, des seligen Scheidens, des Trostes, der Hoffnung, des Vertrauens auf die Fürbitte der Heiligen, des entzückenden Auferstehens und Wiedersehens, — Werke, die namentlich von der Mitte des 15. Jahrhunderts an „an dem größten Triumphe theilnehmen durften, den deutsche Kunst gefeiert hat“, wie Herberger sagt. Die schönsten unter ihnen stammen vermuthlich von Gregor Erhardt und Friedrich Hagenauer. Bezeichnet sind nur die einen andern Stil als die vorgenannten verrathenden, aber ebenfalls zum Besten zählenden Grabmäler des Friedrich von Zollern und Heinrich von Lichtenau im Dome, welche Hans Feuerlin schuf. Doch den eigentlichen Höhepunkt der Bildhauerei behaupten die im Jahre 1512 nach Dürer'schen Zeichnungen gefertigten Fugger-Grabmäler in der St. Annakirche. Allerdings das decorative Beiwerk hat diesen Höhepunkt auch bereits überschritten. In den Puten und Delphinen, den höchst unpassenden Satyren betreten diese Werke bereits einen abschüssigen Weg der Renaissance.

Während die bisher betrachteten Kunsterzeugnisse ihre Entstehung fast ausschließlich religiösen Impulsen verdanken, schuf die folgende Periode solche, in denen sich die Macht und das Ansehen des reichsstädtischen Gemeinwesens verkörpern sollte. Ein prunkliebendes, selbstbewußtes Bürgerthum will sich zeigen und spiegeln in der Pracht seiner öffentlichen Gebäude und Zierwerke sowohl als in dem Reichthum der innern Einrichtung und äußern Erscheinung seiner Wohnungen. Dies führt einerseits zu weitgreifenden baulichen Unternehmungen, anderseits zu einem Vorherrschen der Pflege der Kleinkunst und des Kunstgewerbes. Indes haben auch auf kirchlichem Gebiete die Künste fortwährend noch Erhebliches geleistet.

Am Dome findet sich aus jener Periode außer einer erst spät angebauten Marienkapelle allerdings nur noch der im südlichen Chorseitenschiffe stehende Marmoraltar von dem sehr tüchtigen Bildhauer Georg Petel. Das mittlere Hauptrelief dieses Altars ist die Wiedergabe eines Abbildes von Schmidner, das sich in der Chorsacristei des Domes befindet.

Das Bedeutendste, was jedoch damals in kirchlicher Kunst geschaffen wurde, sind die drei Hauptaltäre von St. Ulrich. Wie wir sahen, wurde hier erst im Jahre 1603 das gothische Gewölbe fertig. Als es sich hierauf um die Ausführung der Altäre handelte, hatte man, wie es scheint, für eine stilgerechte Behandlung derselben weder Geschmack noch Verständniß. Das letztere beweist der bereits im Jahre 1570 für die sogenannte Schneckenkapelle noch im gothischen Stile errichtete Altar in derselben Kirche. Man entschied sich daher auf Kosten der Einheitlichkeit der Kirche für die reiche Pracht der deutschen Spätrenaissance. Die Retabeln dieser großmächtigen Altäre ruhen auf kräftigen Voluten, laden in den figurenreichen Mittelstücken weit aus und erheben sich in mehrern Verjüngungen fast bis zu der 100 Fuß betragenden Höhe der Schiffe. Diese Meisterwerke eines imposanten, allzu üppigen Altarbaues stammen von auswärtigen Künstlern, den Weilheimer Bürgern Elias Greuter und Johann Degler. Auf den kleinern Seitenaltären besitzt diese Kirche bemerkenswerthe Gemälde von Christoph Schwarz, Peter Candid, Rager und Acham.

Unterdessen hatte sich die Renaissance auch an den Bauten der Stadt allmählig bemerkbar gemacht. Es war namentlich ein Schreiner Wendel Dietrich, welcher die „welche Manier“ vertrat, und da er des Kunstzwanges halber nicht selbst bauen durfte, den Architekten, z. B. einem Hans Holl, die Pläne schuf. Aber eine völlige Umgestaltung der Stadt im Geschmace der neuen Richtung blieb dem berühmten Sohne des Hans Holl, Elias Holl, vorbehalten. Im Jahre 1601 zurückgekehrt von einer Reise nach Venedig, wo er die italienische Spätrenaissance in ihren strengen Formen kennen gelernt hatte, baute er als erstes hervorragendes Werk das Bäckerhaus am Perlachberge, das sich durch eine verschwenderische Profilirung mit Säulen und Gesimsen bemerkbar macht. Diese Leistung begründete sein Ansehen und ermuthigte ihn zu Größerm. Er machte sich zunächst an den Bau des Zeughauses. In ihm tritt bereits „zum ersten Male in Deutschland das malerische Fortissimo des italienischen Barocks rückhaltlos hervor“, wie Dohme bemerkt. Nun wurde Holl Stadtbaumeister und mit der Ausführung des neuen Rathhauses betraut. Seinen Wünschen hätte es entsprochen, wenn er den neuen Auftrag in dem wirkungsvollen Stile der venetianischen Hochrenaissance mit ihren reichen Säulengalerien hätte ausführen dürfen. Allein der Wille des Rathes siegte über die Lieblingspläne des Architekten, und so kam es zu der jetzigen nüchternen Fassade. Der Mittelbau erhebt sich um ein Bedeutendes über die balustradengekrönten Seiten und endigt in einen von Eckvoluten gestützten Giebel. Es entstand so ein Bau, dessen äußere Erscheinung mehr durch die Masse als durch die architektonische Gliederung wirkt. Holl selbst war von seiner Wirkung nicht ganz befriedigt und suchte sie malerischer zu gestalten, indem er den Seiten zwei vom Viereck in's Achteck übergehende Kuppelthürme aufsetzte. Um so wirkungsvoller stellt sich nun aber das Innere dar. Müßte es doch nicht das Prunkstück Augsburgs, den sogenannten goldenen Saal, enthalten. Auch hier ist es zunächst das Großartige der Dimensionen, das uns fesselt; aber es ist nicht dies allein: Kunst und Handwerk schmücken diesen Raum in fast überreicher Weise. Ueber den Decorationsmalereien der untern Wandflächen, deren phantastische Figuren fast an die Erfindung eines Höllenbreughel erinnern, treten in drastischer Lebendigkeit die Bilder heidnischer und christlicher Kaiser hervor, während das Getäfel der Decke eine durchgeführte Allegorie der Weisheit umrahmt. Der Plan zur Decoration des Saales stammt wahrscheinlich von dem bekannten Augsburger Maler Rager. Ueberhaupt rührt die ganze äußere und innere Ausstattung des Baues, die herrlichen Oefen in den Fürstenzimmern abgerechnet, von Augsburger Bürgern her.

Mit der Herstellung des Rathhauses, welches Holl in dem kurzen Zeitraum von fünf Jahren vollendete, kam seine Thätigkeit noch lange nicht zum Abschlusse in der Stadt; er arbeitete noch an ungefähr 80 Gebäuden derselben in einer Weise, daß er das bisherige Aussehen derselben wesentlich änderte. Lübke charakterisirt diese Umänderung der Stadt zutreffend mit folgenden Worten: „Den gothischen Thürmen nahm er die spitzen Hüte ab

und setzte ihnen runde, wälische Kappen auf, so daß in der ganzen Stadt auch nicht eine einzige gothische Thurmpyramide übrig geblieben ist; Zuchthäuser und Kirchen, Paläste und Festungsthürme wurden binnen wenigen Jahrzehnten so massenhaft in den Renaissancestil umgeschmolzen, daß die ganze Stadt wie uniformirt erscheint bis auf diesen Tag."

Ebenso berühmt als Augsburger Rathhaus waren seine Bierbrunnen. Der erste im Geiste der Renaissance geschaffene stammt merkwürdiger Weise aus der Zeit des Bildersturmes. Damals wurde nämlich von dem Brunnen auf dem Perlach die Statue des h. Ulrich entfernt und vermuthlich als weniger abgöttisch jene Neptun's hingestellt. Der Augustusbrunnen mit seinen liegenden Flußgottheiten ward von Hubert Gerhard im Jahre 1594 vollendet; der Herkules- und Mercurius-Brunnen, beide von Adrian de Bries, sind um einige Jahre später entstanden. Die Meister dieser Bierden der Stadt sind also Niederländer; ihre Vorbilder lassen sich in Italien nachweisen. Zwei andere Bronzegüsse aus jener Periode, welche deutschen Meistern ihre Entstehung verdanken und deren Darstellungen mit dem Bewußtsein eines christlichen Volkes näher zusammenhängen, stehen diesen formvollendeten Kunstwerken keineswegs nach. Es ist das die Gruppe auf dem Kreuzaltare von St. Ulrich und der sinnvolle Façadenschmuck des Zeughauses, St. Michael im Kampfe mit Lucifer; beide sind von dem bairischen Bildhauer Joh. Reichel geformt und von dem Augsburger Wolfgang Reidhart gegossen.

Von der in Augsburg in der Periode der Renaissance in so hoher Blüthe stehenden Goldschmiedekunst sind kaum mehr einige Spuren zu sehen. Der Reisealtar des Cardinals Otto Truchseß im bischöflichen Museum, ein Ostensorium bei St. Max, eine Perle der Emailkunst, endlich eine aus späterer Zeit stammende kostbare Monstranz des Domes lassen uns nur noch ahnen, in welcher Feinheit und Schönheit und in welch' verschwenderischem Reichthum jene Werke ausgeführt wurden.

Als letzte große Leistung auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst wäre noch zu erwähnen die im glänzenden römischen Barockstil umgestaltete Kirche vom h. Kreuz, in ihrer jetzigen Form aus dem Beginne des 18. Jahrhunderts stammend, mit ihren kühnen Kuppeln und stolzen marmorirten Säulen und den farbenreichen und lebensvollen Deckenbildern von Bergmüller.

Hieran schließt sich zwar noch eine ganze Reihe von kleinern Kunstschöpfungen auf allen Gebieten; sie gehören zum Theil noch selbständigern Meistern an; aber allmählig verlieren sie immer mehr an eigenthümlichem Gehalte und weisen endlich nur mehr die allenthalben verbreiteten Formen eines nivellirenden Manirismus auf.

Meine Herren! Ich habe nun in raschen Schritten eine manchfaltige Reihe von Erzeugnissen der Kunst durchseilt. Es wäre wohl eine Forderung der Kunstgeschichte gewesen, alle die Fäden aufzuweisen, welche die einzelnen Erscheinungen mit den Factoren der Gesamtentwicklung der Künste wie mit der Kunstthätigkeit in hiesiger Stadt als einem nicht zu unterschätzenden Knotenpunkte in jener Gesamtentwicklung verknüpfen. Allein es war nicht meine Absicht, eine Kunstgeschichte Augsburgs vorzutragen. Ich begnügte mich mit dem praktischen Gesichtspunkte, Ihnen das vorhandene Sehenswerthe in den einzelnen Künsten mit den wichtigsten orientirenden Bemerkungen vorzuführen. Und wenn mir dies nur halbwegs gelungen sein sollte, und wenn Sie das hier Gebotene schauen werden, nicht ohne jenen erhebenden Genuß, den wir zum Edelsten und Besten rechnen dürfen, womit uns menschliches Können und Schaffen zu beglücken vermag, so wird es mir mit den hiesigen Freunden der Görres-Gesellschaft zu großer Genugthuung gereichen.

Der Vortrag bildete eine sehr erwünschte Einleitung zu der nach Beendigung der Sitzung stattfindenden Besichtigung des Domes, bei welcher der hochwürdigste Herr Bischof selbst die Führung übernahm.

Die Mitglieder des Vorstandes konnten an derselben keinen Theil nehmen, sondern versammelten sich zu der in derselben Zeit abgehaltenen ordentlichen Vorstandssitzung. Erschienen waren die Herren: Bach (München), Bachem (Köln), Baeumker (Breslau), Binder (München), Bruder (Innsbruck), Dittrich (Braunsberg), Finke (Münster i. W.), Grauert (München), v. Hertling (München), Hüffer (Breslau), Hülscamp (Münster i. W.), M. Schmid (München), Schneid (Eichstätt), Schütz (Trier), Will (Regensburg). Beschlossen wurde u. a. die Abordnung der drei Vorstandsmitglieder Grauert, v. Hertling und Hüffer zu dem am 1. April 1891 in Paris stattfindenden internationalen katholischen Gelehrten-Congresse.

Nachmittags 3 Uhr tagte die Section für Rechts- und Socialwissenschaft. Der Redacteur des Staatslexicons, Herr Dr. Bruder, erstattete eingehenden Bericht über den Fortgang des Unternehmens. In der daran sich anschließenden Discussion wurde unter vollster Anerkennung der Leistungen der Redaction von verschiedenen Seiten der Wunsch nach einer beschleunigten Fertigstellung des Werkes erhoben, ein Wunsch, dessen Erfüllung nahezu ausschließlich von der Präcision der Mitarbeiter abhängt. In der unmittelbar darauf folgenden, von Herrn Prälat Dr. Hülscamp geleiteten Sitzung der historischen Section berichtete Herr Professor Dr. Grauert über das Historische Jahrbuch und das Historische Institut in Rom. Beide Referate wurden von der Versammlung mit großem Interesse entgegen genommen.

Mittwoch, den 3. September, fand um 8 Uhr in der St. Ulrichs-kirche ein feierliches Requiem für die verstorbenen Mitglieder und Teilnehmer der Gesellschaft statt. Um 9^{1/2} Uhr begann die philosophische Section, unter Leitung des Herrn Professors Dr. Schütz, ihre Verhandlungen. Den ersten Vortrag hielt Herr Professor Dr. Bach über Leibniz' Verhältniß zu der Naturforschung. Er führte etwa Folgendes aus:

Nicht bloß von Seite berufener Geschichtsschreiber der neuern Philosophie, sondern von hervorragenden Vertretern der exacten Wissenschaften ist der Einfluß eines Gottfried Wilhelm Leibniz (1646—1716) auf die Naturwissenschaften der Gegenwart anerkannt worden.

Wenn wir von der politischen Thätigkeit des großen Mannes hier vollständig absehen, so genügt schon ein flüchtiger Blick in die Reihe rein wissenschaftlicher Arbeiten, um in ihm den Repräsentanten der gesammten wissenschaftlichen Bewegung der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts zu erkennen.

Kaum wird eine irgendwie wichtige Frage der Zeit uns begegnen, für welche Leibniz nicht ein tieferes Interesse hegte, kaum ein Problem der Forschung, mit dem sich sein Geist nicht lebhaft befaßt hätte.

Dies ist der Grund, weshalb Lz. mit den hervorragenden Geistern Europa's, sei es persönlich, sei es brieflich, in Fühlung war, entweder fragend und anregend, oder antwortend und mittheilend; er, der Zeitgenosse eines Newton, Robert Boyle, Clarke, Johann Bernouilli, eines Huygens, John Locke, Spinoza, eines Arnauld, Bossuet, P. Lamy, des Mathematikers Collins u. v. A.

Gerade das 17. Jahrhundert erscheint uns als das Jahrhundert der großen Geister, der bedeutenden Forscher und Entdecker, der eigentlich tiefsinnigen Förderer des Wissens, im Unterschiede von dem 18. Jahrhundert, welches vielfach eine verflachende Aufklärung zu Tage zu fördern geeignet schien.

Bei Lz. finden wir gerade das Eigenartige wahrhaft großer Männer auf dem Gebiete des Forschens, daß er eine seltene Befähigung besaß, sich historisch in den verschiedensten Wissensgebieten zu orientiren, echt conservativ das Gegebene respectirend und gleichwohl überall Neues zu entdecken und als „Autodidakt“ neue Bahnen zu eröffnen. In dieser Einzigartigkeit und Vielseitigkeit liegt wohl der nächste Grund, weshalb neuere Forscher wie Trendelenburg¹⁾, Erdmann, Nolen, Jakoby, S. Muerbach u. A. in Leibniz vorwiegend einen Schüler des Aristoteles und der Scholastik, dagegen ein Charles Thurot in ihm einen Cartesiano, wieder Andere dagegen in Lz. einen Anhänger der Atomistik eines Gassendi oder der „modernen mechanischen Physik“ wenigstens im Sinne eines empiristischen Nominalismus²⁾ gesehen haben. Guhrauer ist der Ansicht, daß Lz. sich schon in dem Jahre 1663 in der Schrift *de principio individui*³⁾ gegen die aristotelische und scholastische Philosophie für den Nominalismus entschieden habe. David Selver meint, daß L. von Hause aus der modernen Richtung der Atomistik zugethan war, und die Harmonisirung der modernen mechanischen Weltbetrachtung mit der alten peripatetischen Physik durch eine Umdeutung der aristotelischen Physik zu Stande gebracht habe, welche des historischen Untergrundes entbehre⁴⁾.

Diesen verschiedenen Deutungsversuchen gegenüber wird zugegeben werden müssen, daß in dem Entwicklungsgange des Lz.'schen Denkens thatsächlich eine Fühlung mit den genannten verschiedenen Denkrichtungen vorliege, daß er z. B. eben so wenig den Schüler eines Thomasius verleugne, als die frühzeitige Berührung mit den Vertretern der Atomistik und der mechanischen Causalerklärung im Sinne eines Demokrit und Gassendi, den „Corpuskularphilosophen“, deren Terminologie er sich aneignete.

Nicht zu verkennen ist, daß der „Rationalismus“ der Descartes'schen Philosophie schon früh seinen Einfluß auf Lz. ausgeübt hat.

Es ist gewiß, daß die Philosophie eines Lz. somit den Charakter eines Uebergangsstadiums von dem Alten zum Neuen repräsentirt. Darin liegt z. B. ihre eminente Nachwirkung, welche sie auf die moderne Naturwissenschaft ausgeübt hat. Eben so gewiß ist, daß dem scharfen Auge des genialen Mannes eben so wenig die „Schwierigkeiten“ der Atomistik verborgen blieben; weshalb er es nie versäumte, gegen die Gefahr der Verflachung der Wissenschaft durch einen causalitätslosen Atomismus — in moderner Sprache Positivismus — Protest zu erheben.

Wie Lz. sich mit den Problemen der Forschung überhaupt mit einzigartiger Vielseitigkeit befaßte, so entging ihm die Wichtigkeit der Frage nach einer sichern naturwissenschaftlichen Forschungsmethode nicht.

Als unerläßliche Vorbedingung, ja geradezu als Schlüssel einer richtigen Erfahrungswissenschaft nennt er die Untersuchung über die menschliche Erkenntniß oder die Erkenntnißlehre⁵⁾.

¹⁾ Hist. Beitr. II, 230. — ²⁾ Vgl. Selver in Wundt's Zeitschrift für Philosophie III, S. 220 ff. — ³⁾ Die scholastische Grundlage dieser Schrift betont Zimmermann: Sitzungsber. der Wiener Akad. XII, S. 551. — ⁴⁾ Wundt's Zeitschr. für Philosophie III, 234 ff.

⁵⁾ Leibnizii opera philosophica ed. Erdmann p. 136a. De toutes les recherches il n'y a de plus importante puisque c'est la clef de toutes les autres.

Auch hier bezeichnet Lz. einen Wendepunkt in der Geschichte der Philosophie. Er tritt in Fühlung mit dem Begriff der „Erfahrung“ im modernen empiristischen Sinne, gebraucht denselben nicht selten als Gegensatz zum eigentlich streng mathematischen und deductiven Wissen¹⁾, ähnlich wie vor ihm schon ein Bacon, Cartesius, ein Hobbes, Gassendi, Galilei, Kepler und Newton dies gethan haben. Daß Lz. die Wichtigkeit der Erfahrung als Grundlage aller Wissenschaft anerkannte, läßt sich von einem so univervellen Geiste von vorn herein erwarten.

Um so interessanter ist es zu sehen, wie er bald Gelegenheit, ja geradezu eine Aufforderung bekam, sich mit den Grundfragen der Erkenntnißlehre und dem Problem der Erfahrung ex professo auseinander zu setzen.

Sobald das Werk des Engländers John Locke (1632—1704) *An Essay concerning Human Understanding* — das sich mit diesen Fragen befaßt, bekannt wurde, verfaßt Lz. seine *Réflexions sur l'essai de l'entendement humain de Mr. Locke* und übersendet sie diesem 1696.

Gewiß haben moderne Geschichtsschreiber, wie Hartenstein, Eucken²⁾, nicht Unrecht, wenn sie den Gegensatz zwischen Locke und Lz. nicht als absolut unveröhnlichen fassen. Groß genug ist er immerhin.

John Locke (1632—1704) gilt noch heutzutage als der eigentliche Begründer der Erfahrungswissenschaft.

Richtig ist, daß er nach Bacon und Hobbes einer der hervorragendsten Vertreter eines scheinbar ungemein klaren, unserer Erfahrung entsprechenden populären Empirismus ist. Er macht den Versuch, aus den Sinnen das menschliche Wissen zu erklären, verzichtet dabei auf den ganzen Apparat der alten Logik, auf die Kategorien und Axiome der Aristotelischen Metaphysik sowohl als der Descartes'schen Ideenlehre.

Damit hängt auf engste die Opposition gegen jede aprioristische Erkenntnißlehre, — gegen das, was in der Logik der Alten Realismus im Unterschiede vom Nominalismus heißt, — zusammen.

Wenn man, logisch betrachtet, den Descartes'schen Idealismus, beziehungsweise aprioristischen Rationalismus als verschärften Realismus bezeichnen will — sofern den mathematischen und logischen Axiomen eine objective, vom menschlichen Verstande und dessen „Satzungen“ unabhängige Realität zuerkannt wird: so muß die Philosophie Locke's als übertriebener Nominalismus erscheinen, welcher jede Wirklichkeit der Allgemeinbegriffe, der Axiome, der Ideen an sich, somit die gesammte Mathematik und Metaphysik verneint, und das Wesen der Wissenschaft lediglich in die Sphäre des subjectiven Denkens, der Gedankenverbindungen oder Trennung derselben setzt.

Aber auch innerhalb dieser Sphäre des subjectiven, rein formalen Denkens macht sich bei Locke die nominalistische Tendenz geltend. — Auch hier darf es ein a priori allgemeingültiger mit mathematischer Nothwendigkeit ausgestatteter Axiome — der Denkgesetze nicht geben. — Alles Wissen muß sich im Gegentheil lediglich aus dem a posteriori sinnlicher Wahrnehmungen, der Verknüpfung von übereinstimmenden Sinnesperceptionen und der Ausscheidung der nicht übereinstimmenden erklären lassen.

Dieser gemeinverständliche Empirismus, die eigenartige Verbindung einer rein sensualistischen Psychologie mit einem ausgeprägten erkenntnißtheoretischen Nominalismus — wird von Locke selbst dem Idealismus sowohl der Aristotelischen als auch der Descartes'schen Philosophie entgegengesetzt, ja sogar selbst als Idealismus bezeichnet³⁾. Das unmittelbare Object des Wissens — dies ist Locke's Behauptung — sind die „Ideen“, ihre mannfache Verbindung und Trennung.

¹⁾ Vgl. Eucken, *Geschichte und Kritik der Grundbegriffe der Gegenwart*. Leipzig 1878. S. 34 ff. — ²⁾ *Grundbegriffe* S. 52 u. N. — ³⁾ Locke B. IV. ch. 1. § 1 sq.

Die Bedeutung des Wortes „Idee“ und selbstverständlich auch des Schlagwortes „Idealismus“ fängt damit an, so ziemlich das Gegentheil dessen ausdrücken zu wollen, was Idee und Idealismus seit den Tagen Plato's heißt.

Bei Locke ist der Prägestock des „modernen“ Idealismus, wie derselbe sich in seiner ganzen Vieldeutigkeit bei Berkeley, Hume, Kant usw. ausgebildet hat. „Ideen“ nennt Locke bald reale Dinge (real beings), nämlich mechanische, sinnliche Realitäten, Effecte der Bewegung¹⁾, bald aber rein subjective Sinnesindrücke (sensations, impressions), — dann aber ganz im entgegengesetzten Sinne die Elemente der innern Erfahrung, des aprioristischen Wissens. In dieser vieldeutigen Sophistik verliert sich Locke's Empirismus, der eine Erfahrungstheorie und zugleich ein Protest gegen die Logik und Metaphysik der Schule sein soll.

Die Fragen über den Ursprung „unserer Ideen und unserer Maxime“ ohne metaphysischen Untergrund erörtern beziehungsweise lösen zu wollen, bezeichnet Lz. gegenüber Locke eigentlich als Leichtfinn²⁾.

Auf dem Boden der atomistischen Physik ist das Grunddogma des Locke'schen „Idealismus“³⁾ — von den „zweiten Qualitäten“ sowohl als das seines Empirismus bezüglich des Bestandes der „ersten Qualitäten“ — nicht erst von Berkeley und Hume, sondern schon von Leibniz als unhaltbar dargethan worden.

Nicht bloß die secundären sondern auch schon die primären oder ursprünglichen Eigenschaften der Körper nach Locke werden von Leibniz kritisch auf Formen der Bewegung reducirt. Wenn nun aber schon die Urbilder der Locke'schen Erfahrung, nämlich die primary qualities eines soliden Untergrundes entbehren: wie sollen dann die Abbilder derselben in den Sinnen, die impressions oder ideas ein solides Material für exacte Forschung abgeben?

Daß Locke's Empirismus das Problem der Erfahrung noch keineswegs gelöst habe, deutet Leibniz in mehreren kleinen Schriften an⁴⁾; — in den Nouveaux Essais sur l'entendement⁵⁾ wird dieser Beweis systematisch durchgeführt.

Den Hauptunterschied der Locke'schen und Lz.'schen Erfahrungstheorie können wir allerdings⁶⁾ u. a. in ihrem verschiedenen Standpunkte zur Ontologie — zu der Metaphysik — sehen.

Origineller und moderner erscheint der Locke'sche Versuch — ohne Metaphysik — einen Ersatz auf rein empirisch-psychologischer Grundlage aufzubauen. Die „Ideen“ selbst sind ihm sogar real beings — aber eben sensible Realitäten — Producte der Bewegung — als mechanische in us ideas depend on, and are some way or other, the effect of motion; since they are so fleeting etc. Remarks upon Mr. Norris books X. 250 n. 17. Vgl. Ratorp, Forschungen S. 183 über das Verhalten Locke's zum antiken Empirismus — zwischen Demokrit und Epikur in unklarer Mitte schwankend —, dagegen Demokrit, Galilei, Kepler als Vorläufer eines

¹⁾ Remarks upon Mr. Norris books X. 256 n. 17.

²⁾ Reflexions sur l'essai de l'entendement humain de M. Locke. 1696. Erdm. p. 137. Pour ce qui est de la question, s'il y a des idées et des vérités créées avec nous, je ne trouve point absolument nécessaire pour les commencements, ni pour la pratique de l'art de penser, de la décider. . . . Je crois cependant pouvoir dire, que nos idées, même celles des choses sensibles, viennent de notre propre fond. . . . Vgl. dazu Trendelenburg, Logische Untersuchungen II, 476, 484 ff.

³⁾ Vgl. Locke, On human understanding. B. II, c. 1—10 etc.

⁴⁾ Vgl. opp. Gerhardt, V. p. 14—37.

⁵⁾ Ib. Gerh. V, p. 41 sq.

⁶⁾ Abh. der sächsisch. Gesellsch. der Wissenschaften X. Philo.-hist. Klasse, 198 ff.

Lz., nämlich der prästabilierten Harmonie, Apelt, Joh. Kepler's astron. Weltansicht 1849. Ratorp, Erkenntnißlehre des Descartes S. 124, S. 184 ff.

Die Verdienstlichkeit dieses Versuches kennt übrigens Lz. überall an, nur darin unterscheidet er sich fundamental von Hobbes, Locke, daß er die empiristischen Elemente und psychologischen Facta auf dem Untergrunde einer „Universalmathesis“ im Sinne eines Descartes, d. h. der Metaphysik aufbaut, in den Nouveaux essays deshalb, — ähnlich wie Descartes gegen Gassendi, — den empiristischen Locke mit den eigenen Waffen schlägt und ihm das Halbe und Ungenügende seiner Sinnesmechanik Schritt für Schritt nachweist und noch mehr, Stelle für Stelle den versteckten Apriorismus Locke's selbst enthüllt. Nun treten in dem Entwicklungsgange der Lz.'schen Forschung die beiden Grundfactoren einer systematischen Philosophie, der eleatisch-mathematische einerseits und der heraklitisch-empiristische, als etwas variable Factoren in den Vordergrund.

Die Monadologie und die harmonie préétablie ist der Ausdruck der erstern, während seine sichtliche Neigung zur Evolutionstheorie des Malpighi und Swamerdam seine Behandlung der „natürlichen Arten“, wie Lz. selbst andeutet, auf heraklitische Traditionen zurückweist¹⁾. So viel ist sicher: beide Momente sucht Lz. in dem „System“ zur Geltung zu bringen, während der nüchterne praktische Locke sich mit derartigen „Speculationen“ der „Schulmänner“ principiell nicht abgibt; sondern, so weit bei ihm ein einheitlicher noetischer Gesichtspunkt vorliegt, ein formaler Nominalismus die Prämisse seiner logischen empiristischen Untersuchungen sein mag. Sicher ist Lz. weniger naiv und originell als Locke, der schon aus dem einen Grunde als „Führer“ des gemeinen Empirismus acceptirt wird, weil bei ihm der Grundcharakter der naiv-sinnlichen Erfahrung, die Verwechslung der Sensationen mit logischen Operationen, und am Ende dieses doppelten subjectiven Processes mit objectiv gegebenen Thatsachen — den „Dingen“ vorliegt, während Lz., der Vernunftkritik der mathematischen Reflexion Rechnung tragend, dieser Naivetät entgegen tritt²⁾.

An zweiter Stelle sprach Herr Professor Dr. Kaufmann (Luzern) über das Causalitätsprincip und seine Bedeutung für die Philosophie. (Abgedr. im Philos. Jahrbuch, Bd. IV, Heft 1, S. 30—41.) Einen dritten Vortrag, über die Sociologie Herbert Spencer's, hielt Hr. Professor Dr. Pawlicki (Kraakau). Leider ist der Verfasser durch Krankheit verhindert worden, das für den Jahresbericht bestimmte Manuscript druckfertig zu machen; der Vortrag wird hoffentlich in Bälde an anderer Stelle zur Veröffentlichung gelangen.)

In der hieran sich anschließenden allgemeinen wissenschaftlichen Sitzung begründete zunächst Herr Abbé Müller, Professor am Collegium des h. Stanislaus in Paris, in eben so liebenswürdiger als geistvoller Weise die Einladung zu dem bereits erwähnten Gelehrtencongresse. Auf Anregung des Herrn Professors Kurth (Lüttich), welcher schon im vorigen Jahre einer Annäherung zwischen der in Paris be-

1) cf. Schuster: Die Schrift *περὶ διαταρῆς*, als heraklitische — von Lz. citirt.

2) Hume wirft dem Locke Weitschweifigkeit und Zweiseitigkeit, namentlich über den Begriff des a priori vor. Vgl. Grimm: Zur Geschichte des Erkenntnißproblems, S. 446. Die Beziehungen Locke's zu Gassendi deutet Lz. deutlich an. Nouveaux Ess. ch. p. 63. ed. Gerhardt, et il paroît d'humeur à approuver la plus grande partie des objections que M. Gassendi a faites à M. Descartes.

stehenden Société Bibliographique und der Görres-Gesellschaft das Wort geredet hatte, wurde sodann beschlossen, daß sich in Zukunft beide Gesellschaften auf ihren Generalversammlungen durch Delegirte werden vertreten lassen. Seitens der Görres-Gesellschaft konnte hierauf um so leichter eingegangen werden, als Herr Professor Kurth sich selbst bereit erklärte, diese Vertretung zu übernehmen.

Hierauf widmete Herr Professor Dr. Azberger (München) dem verstorbenen Ehrenpräsidenten der Görres-Gesellschaft, Herrn Professor Dr. Hettinger, folgenden Nachruf.

Wir haben heute in unserm Gebete der verstorbenen Mitglieder und Theilnehmer der Görresgesellschaft gedacht. Aus der Reihe derjenigen, welche im gegenwärtigen Vereinsjahre der Tod uns entrißen hat, ragt besonders Ein Mann hervor, dessen Verlust die ganze katholische Welt tief betrauert, ein Mann, der sich um die Interessen der Görresgesellschaft hochverdient gemacht hat. Es ist dies Prälat Prof. Dr. Franz Hettinger. Er war einer der eifrigsten Förderer und anregendsten Mitarbeiter der Görres-Gesellschaft ja, ich möchte ihn eine lebendige Verkörperung des obersten Grundsatzes unserer Gesellschaft, nämlich der nothwendigen Einheit zwischen Offenbarung und Wissenschaft, zwischen Glauben und Wissen, nennen. — Es ist daher gewiß geziemend, daß wir bei Gelegenheit der Jahresversammlung dieses unseres Mitgliedes gedenken und den Gefühlen der Anerkennung und Dankbarkeit Ausdruck verleihen. — Wenn ich mit der Aufgabe betraut wurde, in einer Gedächtnisrede Hettinger zu feiern, so bin ich lebhaft von dem Bewußtsein durchdrungen, nicht bloß wie ehrenhaft, sondern auch wie schwierig diese Aufgabe sei. Nur der Umstand, daß der Beruf mir auferlegt ist, pro modulo meo nach dem gleichen Ziele zu streben, welches Hettinger so glänzend erreicht hat, kann mich bewegen, an das Schwere mich zu wagen. — Nicht eine eigentliche Biographie Hettinger's aber kann ich hier vorlegen, dazu fehlt die Zeit und gebriecht mir die nöthige Kenntniß, und zudem haben Andere, Hettinger selbst Näherstehende in dieser Beziehung schon gearbeitet. Auch nicht eine volle Würdigung der wissenschaftlichen und der priesterlich-seelsorgerlichen Verdienste Hettinger's kann hier erzielt werden. Es sei nur der Versuch gewagt, in einigen Zügen darzulegen, wie Hettinger sich verdient gemacht um diejenigen Interessen, welche die Görres-Gesellschaft als die ihrigen anerkennt und verfolgt, wie er unmittelbar wie mittelbar die Zwecke dieser Gesellschaft verfolgt, derselben vorgearbeitet, deren Ansehen und Verbreitung begünstigt hat.

Eine Combination glücklicher Umstände, oder sagen wir besser, göttlicher Gaben und Führungen wirkte zusammen, um Hettinger zu dem zu machen, was die Görres-Gesellschaft wohl als das Ideal eines Gelehrten sich vorstellt, zu einem im eminenten Sinne des Wortes katholischen Gelehrten, Lehrer und Schriftsteller.

Zu diesen Gaben und Führungen rechne ich zunächst den Umstand, daß Hettinger (der als der Sohn einer würdigen Bürgerfamilie am 13. Januar 1819 in Achaffenburg geboren wurde) von Anfang an eine gute, besonders durch seine Mutter eine tiefreligiöse Erziehung genoß. — Von Natur aus war er begabt mit einer raschen Auffassungskraft, einem durchdringenden Geiste und nicht minder mit einem phantasiereichen Gemüthe. — Sein ganzer Bildungsgang war wiederum der Entwicklung seiner natürlichen Anlagen äußerst günstig. Seine Studien begann er am Gymnasium seiner Vaterstadt, wo damals der nachmalige Bischof von Würzburg, Dr. Stahl, Religionslehrer war. 1836—39 besuchte Hettinger die damals noch in Achaffenburg bestehende philosophisch-theologische Lehranstalt, an welcher im Ganzen tüchtige Lehrkräfte wirkten. 1839 trat er in das Clericalseminar zu Würzburg und oblag noch zwei weitere Jahre dem Studium der Theologie an der

dortigen Hochschule. Er konnte während dieses fünfjährigen akademischen Studiums in Deutschland die verschiedenen Richtungen kennen lernen, welche damals in Philosophie und Theologie herrschten, von denen aber wohl keine aus Hettinger das gebildet hätte, was jetzt die katholische Welt an ihm bewundert. — Eine besondere göttliche Führung war es darum, daß er 1841 von seinem Bischof Dr. Stahl in das Collegium Germanicum geschickt wurde. Unter der Leitung eines Perronne, Kleutgen, Ballerini, Patrizi, Passaglia oblag er hier vier Jahre lang dem Studium der Theologie. Zugleich aber war sein Aufenthalt in Rom, dem Mittelpunkte der katholischen Kirche, auf sein ganzes Denken und Streben von weittragendstem Einfluß. Wenn Hettinger von Allen bewundert wird ob seiner Liebe zur Kirche und zum Stuhle Petri, so sog er dieselbe zumeist während seiner vierjährigen Studien in Rom ein. — Am 23. Sept. 1843 ward er in Rom zum Priester geweiht und am 13. August 1845 kehrte er nach Deutschland zurück, nachdem er kurz zuvor das Doctorat der Theologie erhalten. — Wiederum eine göttliche Führung nenne ich es, daß Hettinger vom 3. October 1845 an in der Seelsorge und zwar als Caplan in der Pfarrei Alzenau wirkte, bis er am 25. October 1847 als Assistent an das bischöfliche Clericalseminar zu Würzburg berufen ward. Am 20. Mai 1852 rückte er zum Subregens vor und bekleidete dieses Amt, bis er am 1. Juni 1856 zum außerordentlichen und am 16. Juni 1857 zum ordentlichen Professor der Patrologie und der theologischen Einleitungswissenschaften an der Universität Würzburg ernannt wurde. Seit Sommer 1871 hielt er an Stelle des erkrankten Dr. Denzinger Vorlesungen über Dogmatik. Nach Denzinger's Tod ward ihm 1884 die Dogmatik nebst Homiletik als Fach übertragen. — Zu diesen göttlichen Führungen kamen, um das Gelehrtenleben Hettinger's vollends zu einem glücklichen und harmonischen zu gestalten, außer seinen hervorragenden Geistesanlagen noch ein imponirendes, aber nichtsdestoweniger gewinnendes Aeußere, eine kräftige Gesundheit, eine sorglose Existenz, eine ausdauernde und zielbewußte Arbeitskraft und Schaffensfreudigkeit, endlich die Anerkennung von Seiten seiner Zeitgenossen und von kirchlicher wie von weltlicher Autorität.

Mit dem von oben empfangenen Talente hat Hettinger so viel und so lange er konnte, im wahrsten Sinne des Wortes gewuchert, und die Görres-Gesellschaft darf sich freuen, daß alle Erzeugnisse seiner Geistesbildung und Geistesrichtung in Wort und Schrift auch ihre Zwecke direct oder indirect, unmittelbar oder mittelbar gefördert haben.

Hettinger war einer der Ersten, welche der im Jahre 1876 in's Leben getretenen Görres-Gesellschaft Anerkennung zollten und Verbreitung verschafften. Ich erinnere nur an jene fernigen Worte, mit denen er auf der allgemeinen deutschen Katholiken-Versammlung zu Würzburg 1877 den Beitritt zur Görres-Gesellschaft empfahl. Seit dem Jahre 1878 zählte Hettinger zu den Ehrenpräsidenten der Gesellschaft, indem er, wie das Statut verlangt, auf den von der Görres-Gesellschaft vertretenen Gebieten hervorragende Verdienste sich erworben. — Die erste Vereinschrift des Jahres 1879 hat ihn zum Verfasser. Er erfreute uns mit einer Darstellung der „Theologie der göttlichen Komödie des Dante Alighieri in ihren Grundzügen“. Auch die erste Vereinschrift des Jahres 1888 über „Dante's Geistesgang“ stammt aus seiner Feder.

Hat Hettinger auf solche Weise seine Theilnahme an den Bestrebungen der Görres-Gesellschaft direct und unmittelbar bekundet, so ist noch ungleich weittragender, was er als Schriftsteller wie als Lehrer geleistet und wodurch er indirect und mittelbar auch die Zwecke der Görres-Gesellschaft gefördert hat.

Unstreitig stand Hettinger in dem Kampfe, den in unsern Tagen Christenthum und moderne Weltanschauung führen, in den vordersten Reihen als Streiter für Gott und seine heilige Kirche. Ich brauche nur zu erinnern an sein Hauptwerk: „Apologie des Christenthums,“ welches, aus 5 Bänden bestehend, von 1863 bis 1887 in 6 starken

Auflagen erschienen und in die meisten europäischen Sprachen übersetzt worden ist. Ein Werk, geschrieben zur Vertheidigung des Christenthums und seiner Dogmen, welches in unserer Zeit so große Verbreitung findet, muß etwas Außergewöhnliches an sich haben. Und in der That zeigt Hettinger mit überwältigenden Gründen und meisterhafter, muster-gültiger Form das unwiderstehliche Verlangen des menschlichen Geistes nach Wahrheit, aber auch die Erfüllung dieses Verlangens durch die Offenbarung Gottes, wie sie verkündet wird durch das unfehlbare Lehramt der Kirche. — Es ist schon vieles geschrieben und gesagt worden über die Vorzüge von Hettinger's Apologie. Eine nähere Würdigung derselben würde zu weit führen und auch nur längst Bekanntes reproduciren. Nur einen Punkt glaube ich hier berühren zu sollen. Wenn es oberster Grundsatz der Görres-Gesellschaft ist, daß zwischen der von der Kirche getragenen Offenbarung und den Ergebnissen echter Wissenschaft niemals ein Widerspruch bestehen kann, vielmehr Glaube und Wissenschaft einander wechselseitig fördern und ergänzen; wenn es ihr Zweck ist, im katholischen Deutschland wissenschaftliches Leben nach allen Richtungen hin zu wecken und zu fördern: wie sehr darf alsdann unsere Gesellschaft über Hettinger's Apologie sich freuen! Sie ist ja nichts anderes, als der ausführliche Beweis des erwähnten obersten Grundsatzes, in dem sie alle natürlichen Wahrheiten und Forschungsergebnisse in Uebereinstimmung bringt mit der Offenbarung und Lehre der Kirche, indem sie zeigt, daß die erstern den Weg weisen zur letztern, deren Verständniß vermitteln, deren Annahme begründen. Sie hat den Ruhm katholischer Gelehrsamkeit hinausgetragen über Deutschlands Grenzen und sicherlich vieles beigetragen zur Verbreitung echten Wissens. Durch seine Apologie hat Hettinger für alle Zeiten einen Namen sich erworben als Apologete der katholischen Kirche. Hierin lag aber auch in erster Linie die ganze Bedeutung seiner hervorragenden Persönlichkeit. Immer und immer wieder kam Hettinger in seinen vielen sonstigen Schriften und in seinem sonstigen vielseitigen Auftreten darauf zurück, den Glauben und das Leben der Kirche, ihre Einrichtungen und besonders ihr sichtbares Oberhaupt zu vertheidigen gegen alle Angriffe von außen, sowie gegen alle Mißdeutungen und kleinlichen Mörgeleien von innen, und das von der Kirche getragene und übermittelte Christenthum darzulegen als die höchste und absolute Vollendung des Wirkens Gottes gegenüber dem Geschöpfe, und zugleich als die höchste und alleinige Befriedigung unseres Denkens und Strebens. Indem Hettinger von diesem Gesichtspunkte aus alle Bestrebungen der Menschheit würdigte und sein eigenes Denken und Streben stets unter diesen Gesichtspunkt stellte, haftet ihm nichts Kleinliches, nichts Niedriges an, sondern wird vielmehr alles in seinen Schriften wie in seinem sonstigen Auftreten edel, erhaben, großartig. — Als solchen Apologeten der katholischen Kirche müssen darum auch wir Hettinger im Auge behalten, wenn wir seine weitere schriftstellerische wie sonstige Wirksamkeit richtig beurtheilen wollen. Seiner Apologie steht am nächsten das „Lehrbuch der Fundamentalthologie oder Apologetik“ 1879 (2. Aufl. 1887). Dieses Lehrbuch ist für die Schule bestimmt; es bietet sehr reiches Material zu Vorlesungen wie zum Weiterstudium, dürfte aber in methodischer Hinsicht hier und da ziemlich verbesserungsfähig sein. — Eine Apologie des katholischen Lebens in durchaus zwangloser Form aber in correcter Darstellung und edeler Sprache, man kann sagen, eine Apologie für das Leben und aus dem Leben neben der Apologie für den Salon und der Apologetik für die Schule bildet Hettinger's Werk: „Aus Welt und Kirche“, 1885 (2. Aufl. 1887). — Auf mehr negative Weise, indem sie die erschreckende Zerfetzung des christlichen Geistes außerhalb der Kirche zeigen, haben apologetischen Zweck die beiden kleinern Schriften: „Dav. Friedr. Strauß, ein Lebens- und Litteraturbild“, 1875 und „Die Krisis des Christenthums — Protestantismus und katholische Kirche.“ 1880. — Die Stellung der apologetischen Wissenschaft in dem Ganzen der menschlichen Wissenszweige bestimmte Hettinger in seiner Rectoratsrede vom Jahre 1862 („Der Organismus der Universitätswissenschaften und die Stellung der Theologie in demselben“) näher dahin, daß sie Fühlung nimmt mit dem

ganzen Bereiche des profanen Wissens, anderseits aber der positiven Theologie einen festen Boden bereitet. Wie diese Rede apologetischen Inhalts ist, so auch seine zweite Rectoratsrede am 2. Januar 1867 über „die Kunst im Christenthum“.

Die christliche, die katholische Weltanschauung, von welcher aus Hettinger alles beurtheilte, für welche er das ganze Gewicht seiner Persönlichkeit jederzeit einsetzte, hat ihren reinsten Ausdruck im Begriff sicherlich gefunden beim hl. Thomas von Aquin und im Gedichte bei dem großen Dichter Dante. Mit diesen beiden ihm congenialen Männern hat darum Hettinger ganz naturgemäß sich viel beschäftigt, ihr Verständniß Andern vermittelt, sie gegen falsche Anschuldigungen vertheidigt. — Bezüglich des Erstgenannten veröffentlichte er 1880 die Broschüre: Thomas von Aquin und die europäische Civilisation. Außerdem finden sich in all' seinen Schriften, besonders im Lehrbuch der Apologetik, zahlreiche Verwerthungen der Lehren des hl. Thomas, und hat er in seinen Vorlesungen, wie insbesondere im sogenannten Thomaskränzchen, zahlreiche Schüler eingeführt in das Verständniß des Engels der Schule. — Zahlreich und von allen Seiten als werthvoll anerkannt sind seine Schriften über den Philosophen und Theologen unter den Dichtern, über Dante. Hierher gehören: „Grundidee und Charakter der göttlichen Komödie von Dante Alighieri.“ Ein Vortrag, 1876. Die göttliche Komödie des Dante Alighieri nach ihrem wesentlichen Inhalt und Charakter dargestellt, 1880 (2. Aufl. 1889). Dante und Beatrice, 1883. De theologiae speculativae et mysticae cunnubio in Dantis praesertim trilogia 1882. Rom gehört dem Papste. Nach Dante Alighieri, Linzer Quartalschrift 1887, und die beiden schon erwähnten Vereinschriften der Görres-Gesellschaft: Die Theologie der göttlichen Komödie, 1879, und Dante's Geistesgang 1888.

Die Strömungen des ungläubigen Zeitgeistes kämpfen nicht bloß in den engen Kreisen der Gelehrten, sondern in den breiten Schichten des Volkes gegen die Kirche und ihre Lehren und Einrichtungen. Ein Apologete von Gottes Gnaden, wie Hettinger war, mußte darum auch nicht bloß in gelehrten Schriften, sondern auch in praktisch-homiletischen Werken die Grundlagen des Glaubens und die Liebe zur Kirche und zu ihrem sichtbaren Oberhaupte zu erhalten und zu bekräftigen suchen. Auch hierin hat er Mustergültiges geleistet. Von Natur aus geistig wie körperlich mit einer glänzenden oratorischen Begabung ausgestattet, hat er dieselbe gestellt in den Dienst Gottes und seiner h. Kirche, ist oft und gern als Redner und Prediger aufgetreten und hat viele und allgemein geschätzte homiletische Werke hinterlassen. Hieher ist zu rechnen: Das Priesterthum der katholischen Kirche, Primizpredigten 1851, eine Sammlung von geistlichen Reden, die er als Subregens verschiedenen seiner Alumnen gehalten. Ferner gehören hierher einzelne Reden, die er bei feierlichen Anlässen gehalten: Geistliche Armenpflege, 1855; „Das Recht und die Freiheit der Kirche“, 1860; „Der Kampf der Kirche in der Gegenwart“; Zwei Predigten, gehalten in der deutschen Nationalkirche Santa Maria dell' Anima in Rom; „Pius IX. und die Idee des Papstthums“ 1877; „Die Wissenschaft betet“, gehalten 1882 zur 300jährigen Jubiläumsfeier der Würzburger Universität; „Dreifaches Lehramt“, 1883; Gedächtnisrede auf Denzinger; „Gottes Schutz über seine Kirche“, zur Secundizfeier Leo's XIII. gehalten 1887 usw. Alle seine Erfahrungen im Predigtamte, seine frühern Rathschläge und Ermahnungen, die er als Lehrer der Homiletik gegeben, hat Hettinger gesammelt in seinen „Aphorismen über Predigt und Prediger“ 1888. Hätte Hettinger nur diese Aphorismen geschrieben, er würde sich bei den Theologen ein bleibendes Verdienst erworben haben, ein solch' tiefreligiöser, durchaus kirchlicher Geist, vereint mit klassischer Diction, weht aus ihnen uns entgegen.

Ein Apologete muß ein offenes Auge haben nicht bloß für alle wissenschaftlichen Erscheinungen, sondern auch für alle Bestrebungen auf religiösem und socialem Gebiete. Schon in jungen Jahren zeichnete sich Hettinger auch hierin aus, indem als das Resultat seiner

diesbezüglichen Beobachtungen bei einem längern Aufenthalt in Paris uns eine Schrift von ihm vorliegt über „Die kirchlichen und socialen Zustände von Paris,“ 1852.

„Die Wissenschaft betet,“ hat Hettinger eine seiner Reden überschrieben. Und in der That ist eine noch so hohe Gelehrsamkeit nicht im Stande, auch nur einen einzigen Ungläubigen zu befehren oder einen Glaubensschwachen zu stärken, wenn nicht die Gnade des Herrn mitwirkt, und zudem läßt die bloße Gelehrsamkeit das Herz öde und leer und verknöchert den ganzen Menschen. Hettinger verband mit all' seinem Studium stets das Gebet, er war nach dem Zeugnisse Aller, die ihn kannten und in nähere Berührung mit ihm traten, ein wahrhaft frommer Priester, ja, wie er selbst betheuert, er hat es immer so gemeint, zuerst Priester, dann Professor zu sein. Bei seinen vielseitigen wissenschaftlichen Arbeiten fand er darum auch Zeit und hielt es keineswegs unter seiner Würde, auch praktisch-ascetische Schriften zu verfassen. Es sind zu nennen: „Die Idee der geistlichen Uebungen nach dem Plane des hl. Ignatius“, 1853. „Herr, den Du lieb hast, ist krank.“ Ein Kranken- und Trostbuch für kath. Familien, 1855 (2. Aufl. 1878). „Der kleine Kempis“, Brosamen aus den meist unbekanntesten Schriften des Thomas von Kempis, 1876, auch „Die Liturgie der Kirche und die lateinische Sprache“, 1856.

In solcher Weise hat Hettinger zunächst als Gelehrter und als Schriftsteller für die Wahrheit gekämpft und den christlichen Glauben und die Liebe zur Kirche in den Herzen seiner Zeitgenossen zu nähren und zu mehren gesucht. Ueberaus hoch stand aber Hettinger auch als Lehrer. Er verstand es in dieser Beziehung wie kaum ein Zweiter anzuregen und aufzumuntern, zu begeistern und zu erwärmen. Große Gedanken, oratorischer Schwung der Rede, edele Begeisterung für alles Große und Schöne, besonders aber die immer und überall aus ihm hervorleuchtende Liebe zur Kirche und zum apostolischen Stuhl waren es, welche seine Zuhörer fesselten und ihn zum allgemein geliebten und verehrten Lehrer machten. Es würde zu weit führen, seine Verdienste als akademischer Lehrer näher zu erörtern. Nur auf einen Punkt sei hier noch hingewiesen. Indem Hettinger in seinen Vorlesungen stets hinwies auf die Größe und Schönheit der katholischen Wahrheit, indem er ferner die Lehre des hl. Thomas klar vor Augen stellte und den Engel der Schule seine Zuhörer lieben lehrte, hat er, wie vielleicht Wenige in Deutschland, der Görres-Gesellschaft vorgearbeitet und ihr die Wege bereitet und mittelbar Anhänger gewonnen. — Ich könnte zum Ruhme Hettinger's noch Manches hinzufügen. Ich könnte hinweisen auf seine vielen Abhandlungen und Recensionen in wissenschaftlichen Zeitschriften, auf seine im Auftrage des hl. Vaters selbst unternommenen Reisen nach Rom, auf seine in eben demselben Auftrage unternommenen Uebersetzungen der päpstlichen Encykliken u. dgl., aber ich glaube, aus dem Gesagten werden wir genug Anlaß nehmen, daß wir als Mitglieder der Görres-Gesellschaft stets ein dankbares Andenken ihm bewahren, als ein Vorbild ihn uns vor Augen stellen und das für ihn vom Herrn ersuchen, was er selbst erstrebt: Ruhe und Friede in Gott.

Soll es zufällig sein, daß Hettinger (am 26. Januar 1890) vom Tode überrascht wurde, nachdem er ein Werk, betitelt „Timotheus“, worin nach den Briefen des h. Paulus priesterliches Leben und priesterliche Pflichten geschildert sind, nahezu vollendet hatte? Ich meine, daß, wie der hl. Paulus bei Abfassung seines zweiten Schreibens an Timotheus, so Prälat Hettinger bei Abfassung dieser seiner letzten Schrift sagen konnte: *Bonum certamen, cursum consummavi, fidem servavi. In reliquo reposita est mihi corona iustitiae, quam reddet mihi Dominus.*

Sodann hielt Herr Privatdocent Dr. Finke (Münster) einen Vortrag über die Inquisition in Deutschland während des Mittelalters. Nachdem er im Eingange betont hatte, wie diese Einrichtung im Sinne ihrer Zeit und als für ihre Zeit geschaffen aufgefaßt werden

müsse, bezeichnete er unter Hervorhebung der Leistungen protestantischer Forscher (Wattenbach, K. Müller, Keller, Haupt, Leo) eine regere Forschung auf diesem Gebiete auch von katholischer Seite als nothwendig, und warnte vor der jetzt häufigen Idealisierung des mittelalterlichen Sectarthums, welches theilweise die scheußlichsten und gemeingefährlichsten Grundsätze predigte. Redner unterscheidet zwei Perioden der päpstlichen Inquisition in Deutschland, die erste unter Konrad von Marburg, die zweite, vollständig organisirte seit der Mitte des 14. Jahrhunderts, die bis in den Anfang des 15. Jahrhunderts sich genauer verfolgen läßt. Bei Besprechung der unglücklichen Inquisitionsthätigkeit Konrad's von Marburg erörtert er die schwierige Frage nach der Zahl der Waldenser im mittelalterlichen Deutschland. Er gibt die starke örtliche Verbreitung allgemein, die große Anzahl der Individuen nur im Einzelfalle zu. Das sonst häufig getrübe Verhältniß zwischen Bischöfen und Inquisitoren war in Deutschland, entgegen der Ansicht Leo's, ein ganz freundschaftliches; die Bischöfe erscheinen als Executoren der päpstlichen Inquisitoren. Die Ketzerverbrennungen, auf deren Einführung die Constitutionen Kaiser Friedrich's II. von entscheidendem Einfluß gewesen, waren in der zweiten Inquisitionsperiode im Verhältniß zu den wirklichen oder vermeintlichen Befehrungen nur Ausnahmen. Redner sucht eine genauere Zahlenangabe zu machen, indem er hervorhebt, daß, abgesehen von Fällen unnützer Härte, vielfach auch Milde in Behandlung der Ketzer in Deutschland zu Tage trete. In kurzer Schilderung der Thätigkeit des westfälischen Inquisitors Jacob von Soest zeigt er, wie verkehrt es sei, Inquisition und Ketzerverbrennung stets zusammen zu bringen. Der mittelalterliche Inquisitor in Deutschland sei mehr als bloßer Ketzerverfolger gewesen: er war Missionsprediger im modernen Sinne und vertrat vielfach die Stimme des öffentlichen Gewissens gegen verkehrte Staats- und Gesellschafts-Einrichtungen. Die Bekämpfer einzelner Bestimmungen des Sachsenspiegels sind die Inquisitoren Johannes Alenfof und Jacob von Soest, die Bekämpfer des Unwesens der Behme gleichfalls deutsche Inquisitoren.

Wegen vorgerückter Zeit konnte ein weiterer Vortrag über die philosophischen Anschauungen des Grafen de Maistre, welchen Herr Geistlicher Rath Professor Dr. M. Schmid (München) zuzusagen die Güte gehabt hatte, nicht mehr gehalten werden. Derselbe ist als Anhang zum Jahresbericht abgedruckt.

Der Vorsitzende dankte den Rednern für ihre Vorträge und gab der Befriedigung über den schönen Verlauf der Generalversammlung Ausdruck, zu deren Schluß der hochwürdigste Herr Bischof nach einer herzlichen Ansprache den Segen ertheilte.

Um 3 Uhr versammelten sich die Theilnehmer an der Generalversammlung zu einem gemeinsamen Mittagessen. Nach Beendigung desselben traten die Mitglieder des Comité's für das Historische Institut in Rom zu einer längern Sitzung zusammen. Zu derselben waren sämtliche Mitglieder mit Ausnahme des Herrn Professors Dr. Pastor erschienen.

Entsprechend den bei dieser Gelegenheit gefaßten Beschlüssen haben sich die Herren Schlecht und Dr. Meister im Monat October zur Fortsetzung der begonnenen Arbeiten nach Rom begeben.

Der Mitgliederbestand weist im abgelaufenen Jahre die folgenden Veränderungen auf. Dasselbe begann mit der Zahl von 16 Ehrenmitgliedern, 19 lebenslänglichen Mitgliedern, 1789 Mitgliedern und 649 Theilnehmern. Neu beigetreten sind 1890 1 lebenslängliches Mitglied, 205 Mitglieder und 102 Theilnehmer, denen jedoch der Verlust von 1 Ehrenmitgliede, 95 Mitgliedern und 61 Theilnehmern gegenübersteht. Ein früheres Mitglied (Herr Gymnasial-Oberlehrer Dr. A. Elsner) ist in die Reihe der Ehrenmitglieder, 8 Mitglieder sind in die der Theilnehmer, ebenso aber auch 6 Theilnehmer in die der Mitglieder übergetreten. Das Jahr 1890 schloß hiernach mit einem Bestande von 16 Ehrenmitgliedern, 20 lebenslänglichen Mitgliedern, 1896 Mitgliedern und 692 Theilnehmern ab. Der weitaus größte Theil des Zuwachses, 164 Mitglieder und 91 Theilnehmer, stammt, wie mit besonderer Freude hervorgehoben werden soll, aus Baiern.

Von einzelnen, im Laufe des Jahres 1890 neu Beigetretenen möge genannt werden der hochwürdigste Bischof von St. Gallen, Herr Augustin Egger, der hochwürdige Abt der Benedictiner-Abtei Scheyern in Oberbaiern, Herr Ruppert Müzl, das Prämonstratenserstift Schägl in Ober-Oesterreich, Herr Canonicus Dr. Di Bartolo in Palermo usw.

Gestorben sind: die Mitglieder des Vorstandes, Herr Geistlicher Rath Dr. Münzenberger (Frankfurt a. M.) und Herr Dr. med. Stöhr (Würzburg); das Ehrenmitglied Herr Dr. Anger-Coith (Leipzig); von Mitgliedern u. A. der hochwürdigste Erzbischof von Gnesen und Posen, Herr Dr. Julius Dinder.

Die Gesamt-Einnahme in 1890 betrug Mark 27 385.03 (gegen 33 128.61 in 1889); die Gesamt-Ausgabe Mk. 33 075.17 (gegen 32 363.25 in 1889), die letztere überstieg somit die Einnahme um Mk. 5690.14.

Die Gesamtsumme der Einnahmen umfaßt an Beiträgen der Mitglieder Mk. 19 166.51 (gegen 18 607,81); an Beiträgen der Theilnehmer Mk. 1964.22 (gegen 2079.21); Erlös aus dem Historischen Jahrbuch durch Abonnement der Mitglieder Mk. 3197.87 (gegen 3763.50 in 1889; die Abrechnung über den Verkauf durch den Buch-

handel liegt nicht vor, 1888/89 belief sich der Einnahmeposten auf Mk. 4357.30); Erlös aus dem Verkauf von Vereinschriften Mk. 1513.67 (gegen 683.91); Entschädigungen und Extra-Gaben Mk. 443.75 (gegen 2088.90); Zinsen von Werthpapieren und einem Darlehen Mk. 1032.50 (gegen 1443.10); von den Depositen Mk. 61.81 (gegen 104.88); Cours-gewinn Mk. 4.40.

Aus der Gesamtsumme der Ausgaben entfallen auf das Historische Institut in Rom Mk. 4915 (gegen 4450 in 1889); Stipendien und Unterstützungen Mk. 1800 (gegen 6350); Zuschuß zum Philosophischen Jahrbuch Mk. 2375 (gegen 2000); Redaction des Historischen Jahrbuchs Mk. 2200 (gegen 2938); Honorare für die Mitarbeiter Mk. 2713.96 (gegen 2547.22); Redaction des Staatslexicons Mk. 2200 (unverändert); Honorare für die Mitarbeiter Mk. 865.26 (gegen 1160.93); Redaction der Vereinschriften Mk. 600 (600); Honorare der Schriftsteller Mk. 1256.25 (gegen 1060.88); für die Bibliothek des Campo Santo in Rom Mk. 500 (unverändert); Rechnungen, das Historische Jahrbuch betreffend Mk. 4760 90 (gegen 1070); Druck und Versendungs-Rechnungen für Vereinschriften, Jahresberichte usw. Mk. 5041.88 (3344.82); sonstige Rechnungen 364.25, Entschädigungen 1232.37, Porti 423.90, Honorar des Hülfssecretairs 1540 (diese vier Posten zusammen 3560.52 gegen 3531.80 in 1889); Coursverlust an den Werthpapieren Mk. 266.40 (gegen 609.60).

Zur Deckung der Ausgaben mußten am 26. September zwei Obligationen der vierprocentigen preussischen Consols im Nominalbetrage von zusammen 700 Mk. veräußert, und am 8. October das Darlehen von 6000 Mk. eingezogen werden. Das in Werthpapieren angelegte Vermögen betrug hiernach Ende 1890 Mk. 29 600 (nominal), wozu Depositen bei zwei Bankhäusern in der Höhe von Mk. 1585.71 kamen.¹⁾

Das abgelaufene Jahr erweist sich hiernach unter dem finanziellen Gesichtspunkte als ein wenig erfreuliches. Gelingt es nicht, die Einnahmen beträchtlich zu erhöhen, so wird ein Rückgang in der Thätigkeit der Gesellschaft auf die Dauer nicht ausbleiben können. An alle Gönner unserer Sache, an alle Freunde katholischer Wissenschaft ergeht hiernach die dringende Bitte, der Görres-Gesellschaft möglichst viele neue Mitglieder zuzuführen. Zugleich wird auf's nachdrücklichste die Bitte an die Mitglieder wiederholt, die Jahresbeiträge und Abonnementsgelder möglichst pünktlich einzahlen zu wollen.

¹⁾ In die frühern Angaben über den Gesamtbetrag des Vermögens hat sich in Folge eines rechnerischen Versehens ein Fehler eingeschlichen, worüber bei der nächsten Generalversammlung das Erforderliche mitgetheilt werden wird.

Die philosophischen Anschauungen des Grafen de Maistre.

Der Graf Joseph de Maistre war 1754 geboren zu Chambéry, wanderte 1792, bei Besiznahme Savoyens durch die Franzosen, nach Piemont aus, folgte 1798, nach dem Verluste Piemonts, seinem Könige auf die Insel Sardinien, war 1803—1817 dessen Gesandter zu Petersburg und starb 1821 zu Turin, woselbst 1814, nach Napoleon's Sturz, der König wieder eingezogen war. Er sah also die Tage des alten Königthums, sah die rothe Sonne der französischen Revolution und daraufhin den Stern Napoleon's aufgehen und sah nach dessen Verbleichen noch den ersten Glanz des restaurirten Königthums.

Seine Schriften sind ein Spiegel all' dessen. Religiös = gläubig und Royalist bis in die tiefste Seele hinein, ist er recht eigentlich einer der ersten und bedeutendsten Schriftsteller der Contre-Revolution geworden. Er hat der seit den Dreißiger Jahren des laufenden Jahrhunderts mächtig hervortretenden religiösen Schule Frankreichs die Leuchte vorgetragen, bildete sozusagen ein Prototyp derselben sowohl rücksichtlich ihrer Vorzüge wie rücksichtlich ihrer Schwächen und Irrthümer. Einerseits hat er sich dem im 17. und 18. Jahrhundert zu weiter Verbreitung gekommenen Sensualismus und Materialismus entgegengeworfen und gegen ihn die Fahne des Ontologismus aufgepflanzt; so vorzüglich in den „Abendstunden von St. Petersburg“ und in der Schrift gegen Baco von Verulam. Andererseits ist er als strenger Vorkämpfer des Royalismus gegenüber der weitherrschenden Lehre vom contrat social und als eben so strenger Vorkämpfer des Papalismus gegenüber der in Frankreich so mächtig gewordenen gallicanischen Schule auf den Plan getreten; so vorzüglich in der Studie über die Souveraineté und in den zahlreichen politischen Schriften, in dem Buche über den Papst und die gallicanischen Artikel.

de Maistre hält mehr auf Inspirationen als auf Reflexionen, mehr auf spontane Erzeugungen als auf graue Theorien und ist so ein — Romantiker in allweg. Seine Schriften verrathen nicht bloß den Mann einer vollen Ueberzeugung, welcher mitunter selbst das bittere Wort nicht

zurückhält und den Sarkasmus nicht verschmäht, sondern auch den feinen Weltmann und Diplomaten. Sie sind geistreich durch und durch, in glänzendem Stile gehalten, mehr von vulcanischer als von ebenmäßig quellender Natur, mehr blizend als ruhig leuchtend, vorherrschend intuitiv, jeder schulgerechten Strenge entbehrend, und haben um dieser ihrer Eigenschaften willen in die verschiedensten und in die höchsten Kreise der Gesellschaft Eingang gefunden, selbst in solche, welche vom irreligiösen Geiste der Encyclopädie durchsäuert waren.

In Folgendem will ich nicht etwa ein Tableau all' seiner mannichfaltigen Strebungen und Leistungen aufrollen, sondern nur einen kleinen Ausschnitt aus demselben bieten, indem ich die philosophischen Anschauungen de Maistre's ihren Hauptumrissen nach verzeichne.

Allererst wendet er sich gegen den Sensualismus des Baco von Verulam. Schon im fünften Gespräche der „Abendstunden von St. Petersburg“ sagt er: „Baco war ein Barometer, der das schöne Wetter verkündete, und weil er es verkündete, glaubte man, er habe es gemacht. . . . Als Baco aufstand, war es wenigstens schon 10 Uhr Morgens. Das übermäßige Glück, welches er in unsern Tagen gemacht, verdankt er nur seinen schlimmen Seiten.“ Gegen Ende seines Lebens verfaßte de Maistre sein examen de la philosophie de Bacon. Als er das Manuscript zu Ende gebracht hatte, schrieb er: „Ich fand mich veranlaßt, in tödtlichen Kampf zu treten gegen den verstorbenen Kanzler Bacon. Wir haben miteinander gekämpft (boxé) gleich zwei Kämpfern von Fleet-Street, und wenn er mir einige Haare ausgerissen hat, so wird, meinem Ermessen nach, seine Perrücke nicht mehr an ihrem Platze sein.“ In den 21 Capiteln dieses Werkes, welches erst nach seinem Tode der Oeffentlichkeit übergeben wurde, beurtheilt er den englischen Kanzler weit ungünstiger noch als in den „Abendstunden von St. Petersburg“. Mit vollem Rechte macht er daselbst geltend, daß Baco nicht der Vater der experimentellen Methode und Wissenschaft sei und durch die von ihm bevormuntete Methode der Ausschließung der negativen Fälle keine Entdeckungen herbeigeführt habe und auch keine herbeizuführen vermochte; daß er ferner die Bedeutung der syllogistischen Methode verkannte und einen viel zu engen Begriff von Wissenschaft aufstellte, indem er den menschlichen Geist in die Sphäre des Sinnlichen einbannte und für die höhern, metaphysischen Dinge keinen Raum übrig ließ. Entschieden zu weit geht er aber mit der Unterstellung, daß Baco absichtlicher und versteckter Weise seine Methode zur Zerstörung des Christenthums habe verwenden wollen, und dieses sein Bestreben überall zwischen den Zeilen hindurchlesen lasse. Entschieden zu weit geht er auch mit der Unterstellung, daß Baco die Zweckursachen leugnen wollte, während er

dieselben nur aus der Physik in die Metaphysik verbannt wissen wollte. De Maistre hat ferner die der inductiven Methode zukommende Bedeutung überhaupt nicht vollends erkannt, indem er gleich verschiedenen Autoren der nachkommenden Zeit den inductiven Schluß nur für einen abgekürzten Syllogismus hält, in welchem der Mittelbegriff verschwiegen ist, mit Berufung auf die vieldeutbare Stelle des Aristoteles in den ersten Analytiken II c. 23, woselbst von einem $\delta \text{ ἐξ ἐπαγωγῆς σολλογισμός}$ die Rede ist.

Den spätern Hauptträger der englischen Sensualphilosophie, John Locke, betrachtet de Maistre im Gegensatz zu Bacon als einen ehrlichen Mann, welcher mit Recht allgemeine Achtung genoß; bezüglich der Philosophie desselben gilt ihm jedoch der Satz: Verachtung Locke's ist der Anfang der Weisheit. In dem Versuche desselben über den menschlichen Verstand — so bemerkt er seinen Mitunterrednern — finden Sie nichts Tröstliches. Man muß dieses Buch durchwandern wie die Sandwüsten Lybiens, ohne je die kleinste Oase, den kleinsten grünenden Punkt zu finden, wo man Athem schöpfen könnte. Es gibt Bücher, von denen sich sagen läßt: zeigen Sie mir den Fehler, der sich darin findet. Was den Versuch Locke's betrifft, kann ich Ihnen wohl sagen: zeigen Sie mir den Fehler, der sich nicht darin findet. Um dieses Buch in all' seinen Theilen vorwurfsfrei zu machen, dürfte man nur zwei Worte ändern. Es ist betitelt: Versuch über den menschlichen Verstand; setzen wir statt dessen: Versuch über den Verstand Locke's, und niemals wird ein Buch seinem Titel besser entsprochen haben. Dieser sein Versuch bekämpft alle angeborenen Vorstellungen. Doch schon den Thieren lassen sich solche nicht in allweg absprechen. Das kaum aus der Schale gekrochene Küchlein eilt allsogleich unter die Flügel seiner Mutter, und diese erkennt den Sperber, den sie als schwarzen Punkt in der Luft erblickt, als ihren Feind vor und ohne alle Erfahrung. Warum dieses, wenn es ihnen nicht angeboren ist? Locke, von seinem französischen Uebersetzer Coste darüber befragt, antwortete ihm: er habe ein Werk über den menschlichen, nicht über den thierischen Verstand geschrieben, und Condillac wollte alle thierischen Instincte aus früherer Erfahrung oder dem Antriebe der Eltern herleiten. Köstliche Erklärungen sind dieses, befriedigende aber nicht. Um viel weniger — so fährt de Maistre weiter — lassen sich dem Menschen angeborene Vorstellungen absprechen. Er ist der allgemeinen Vorstellungen oder der Ideen und ihres Ausdruckes durch die Wortsprache fähig. Nun bieten die Sinne bloß Einzeldrucke, keine allgemeinen Ideen und Principien; diese können nicht sensuellen Ursprungs sein, wie Locke und Condillac wollten, oder gar materiellen, wie Cabanis wollte, sie können unserm Geiste nur

angeboren sein, wie Pythagoras, Plato, Cicero, Augustinus, Cartesius, Gudworth, Pascal, Bossuet, Fenelon, Leibniz, Malebranche, Bonald annahmen. Auch Aristoteles nahm die ersten Principien als angeboren an, und die Scholastiker und insbesondere Thomas, der Engel der Schule, haben das Axiom: nihil est in intellectu, quod prius non fuerit in sensu keineswegs im Sinne Locke's verstanden. Die allgemeinen Ideen und Principien und die aus ihnen ableitbaren Wahrheiten sind unserm Geiste jedoch nicht als fertige Begriffe und Urtheile angeboren. Es war ein Mißverständniß, zu meinen, daß den Einzelnen schon im Mutterleibe eine Kenntniß vom Quadrate der Hypothense beschieden sei. Zu actualer Ausgestaltung können sie erst gelangen durch die eigene Thätigkeit des Geistes unter dem erweckenden und anregenden Einflusse der Sinne und Erziehung. Sie sind in Folge dessen auch einer Verdunkelung fähig, so daß sie dem actualen Bewußtsein wieder mehr oder minder entschwenden können. Da ferner die Sinne nur auf Eindrücke von subjectiv-individueller Art beschränkt bleiben, so können sie auch keinerlei über deren Bereich hinausgehende Wahrheiten von objectiv-gültiger Art gewinnen; nur dem urtheilenden und schließenden Verstande ist es ermöglicht, kraft der angeborenen Ideen und Principien solche zu erreichen.

In welcher Weise sind aber die allgemeinen Ideen und Principien unserm Geiste angeboren? Sind sie ihm angeboren, weil anerschaffen im Sinne des Cartesius oder weil beruhend auf einer natürlichen, wiewohl unvollkommenen Wesensschauung Gottes im Sinne von Malebranche? Nach de Maistre das letztere. „Das System des Malebranche vom Schauen in Gott — so sagt er — ist nichts als ein herrlicher Commentar über die bekannten Worte des h. Paulus: in ihm haben wir Leben, Bewegung und Sein. Der Pantheismus der Stoiker und des Spinoza sind eine Verunstaltung dieser großen Idee; allemal ist es aber dasselbe Princip; es ist immer jenes Streben nach Einheit. Als ich in dem großen Werke jenes bewunderungswürdigen Malebranche, den sein blindes und ungerechtes Vaterland so sehr vernachlässigt, zum ersten Male den Ausspruch las: Gott ist der Aufenthalt der Geister, wie der Raum der Aufenthalt der Körper ist, war ich von dem Blitze des Genie's geblendet und bereit, niederzufallen. Die Menschen haben wenig so Schönes gesagt.“

Wie sein Landesgenosse und etwas älterer Zeitgenosse Sigismund Gerdil, der Barnabite und nachmalige Cardinal — wenigstens in seiner früher geschriebenen Schrift: *defense du sentiment du P. Malebranche* von 1748 — bekannte sich auch de Maistre zum Ontologismus des Malebranche und hat jedenfalls mit dazu beigetragen, daß dieses System

innerhalb der religiösen Schule Frankreichs und Belgiens von den dreißiger Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts an wieder eine erneute Herrschaft über die Geister gewann. Dem Sensualismus eines Locke und Condillac setzte er somit einen ontologistischen Idealismus entgegen; die wahre Mitte zwischen diesen beiden Extremen fand er nicht.

Mit der Frage vom Ursprunge der Ideen fällt nach de Maistre ganz und gar zusammen die Frage vom Ursprung der Sprache; denn Gedanke und Rede sind nur zwei Synonyma. Die Ideen sind unserm Geiste angeboren und werden ausgeborn in Worten, existiren also vor diesen letztern als ihren Zeichen, sind nicht erzeugt durch sie; denn zum Verstehen der Rede reicht es nicht hin, den Schall zu vernehmen, der an unser Ohr schlägt, es wird erfordert, ihm eine bestimmte Bedeutung zu unterlegen. Die besondern Sprachen haben angefangen, die Sprache selber nicht. Die besondern Sprachen sind entstanden durch einen den Völkern innewohnenden Bildungstrieb, sind also nicht willkürlich erfunden, um viel weniger die Sprache selber. Der Mensch hat sich niemals in einem Zustande der Sprachlosigkeit befunden, um erst zum Gebrauche der Sprache überzugehen.

Besonders den großen Problemen der Theodicee wendet de Maistre sein Augenmerk zu. Alles physische Uebel ohne Ausnahme gilt ihm als Folge und Strafe der Sünde (der Erbsünde oder der persönlichen Sünden, sei es eigener oder fremder). Es gilt ihm als solche nicht bloß auf thatsächliche Weise im Sinne der kirchlichen Theologie, sondern auch auf nothwendige Weise, weil Gott um seiner Güte willen unmöglich der unmittelbare Urheber desselben sein konnte und sein kann. Alle Katastrophen, welche dem Menschen Schaden bringen, wie z. B. die Zerstörung Lissabon's am 1. November 1755 durch ein Erdbeben, oder Thiere, welche dem Menschen Schaden bringen, oder Krankheiten und der Tod selber, in welchen sie auslaufen, sowie Unwissenheit und eine dem Irdischen zugeneigte Richtung des Willens sind Folgen und Strafen der Sünde. Geleitet vom edeln Bestreben, die göttliche Vorsehung auf bestmögliche Weise zu vertheidigen, leugnet de Maistre die Möglichkeit, daß Gott den Menschen unbeschadet seiner Güte in einem rein natürlichen Stande hätte erschaffen können, in welchem er manchem Uebel unterworfen, dessen ungeachtet aber zur Erreichung seines natürlichen Lebenszieles befähigt gewesen wäre. Er verkannte die Wahrheit, daß Leiden und leiblicher Tod sammt einer relativen Schwäche der Vernunft und des Willens zur natürlichen Lösung des Menschen gehöre und gehören könne, ohne daß Gott ursprünglich ihm Leidens- und Todesfreiheit schuldete, und kam so auf eine Grundanschauung hinaus, die er unbewußter Weise mit dem Bajanismus und Jansenismus theilt.

In Folge dessen faßt er gleich letztern die gesammte Erlösungsökonomie nur auf als Wiederherstellung und Vollendung des durch die Sünde gestörten Naturstandes der Menschheit, wiewohl im Gegensatze zu demselben mit Verwerfung einer freiheitswidrigen Gnaden- und Prädestinationslehre. Im Uebrigen hat de Maistre manch' beachtenswerthe und schöne Gedanken über das Walten der göttlichen Vorsehung in seinen Schriften niedergelegt. Namentlich erinnert er, es sei falsch, ohne weiteres vom Glücke des Ungerechten und Unglücke des Gerechten in diesem Leben zu reden, um dadurch entweder die Sittenlosigkeit und Gottlosigkeit zu beschönigen oder für den Beweis der seelischen Unsterblichkeit dadurch eine stärkere Grundlage zu gewinnen.

Es ist nicht nothwendig, eine Wahrheit zu entwaffnen, um eine andere zu bewaffnen. Man sollte nicht fragen, warum der Ungerechte in diesem Leben glücklich, der Gerechte unglücklich sei; man sollte vielmehr fragen, warum Glück und Unglück in diesem Leben ohne Unterschied vertheilt seien? Warum die feindlichen Kugeln in der Schlacht den Braven treffen wie den Schlimmen? Warum das Hagelwetter ausnahmsweise den Guten nicht verschone? Warum die Frucht im Kasten nicht verfaule, sobald deren Besitzer eine schwere Sünde auf sein Gewissen ladet, um wieder frisch zu werden, wenn er sich bekehrt? Warum nicht fort und fort Wunder geschehen? Würde die Sittlichkeit nicht gar zu leicht eine interessirte werden, wenn dem Unrecht seine Strafe, der Tugend ihr Lohn stets auf dem Fuße folgte? So sollte man fragen; dann hätte man behufs einer richtigen Lösung der Frage schon viel gewonnen. Zudem besteht — so fährt de Maistre weiter — zwischen dem Ungerechten und Gerechten insofern keine völlige Gleichheit in diesem Leben schon. Der Erstere verfällt vielfach schon der menschlichen Strafgerechtigkeit anheim, und Irrthümer der Gerichtshöfe sind doch nur Ausnahmen, welche die Regel selber nicht schwankend machen können. Ueberdies sind viele Krankheiten schon Folgen und Strafen eigener Sünden (der Trägheit, des Zornes, der Böllerei, der Unenthaltbarkeit usw.). Die Tafel tödtet mehr Menschen als der Krieg, ist ein altes Sprüchwort. Schon Seneca hat ausgerufen: wunderst du dich über die zahllosen Krankheiten? zähle die Köche (epist. 95).

Endlich ist jeder Lasterhafte der Henker seiner selbst und nimmt gegen sich selber die Partei der göttlichen Gerechtigkeit in diesem Leben schon. Er ist niemals völlig glücklich wegen seines bösen Gewissens, wie umgekehrt der Gute niemals völlig unglücklich wegen seines guten Gewissens. Und wo gäbe es zudem eine strenge Tugend, so daß man vom Unglücke eines rein Tugendhaften reden könnte? Wer ist rein tugendhaft, wenn man Temperament, Ehre, Umstände, Mangel der Gelegenheit

und Unvermögen zum Bösen abrechnet? Und wenn, abgesehen von diesem allem, manche Unausgeglichenheiten von Laster und Unglück, Tugend und Glück im gegenwärtigen Leben noch übrig bleiben, wenn auch für uns gar manches noch unbegreiflich bleibt, wollen wir deshalb das Begreifliche leugnen?

Ein wichtiges Mittel, uns im Glauben an diese oft unbegreifliche Vorsehung Gottes zu stärken, ist das — Gebet. Die Philosophie des 18. Jahrhunderts hat nichts versäumt, um uns durch die Betrachtung ewiger und unwandelbarer Gesetze vom Gebete abwendig zu machen. Und doch hat jedes unwandelbare Gesetz der Natur außer dem unbiegsamen Theile auch einen biegsamen. Schon der freie Wille des Menschen vermag die gemäß demselben erfolgenden Wirkungen vielfach zu unterbinden. Oder wie? vermag er etwa nicht durch Anwendung des Blitzableiters, der Feuerspritze, der Arzneien in den Gang der Natur einzugreifen zur Abwendung von Uebeln und Krankheiten? Warum sollte denn der Wille Gottes insofern ohnmächtig sein und zur Abwendung von Uebeln und Krankheiten nicht angerufen werden dürfen im Gebete?

Von hervorragender Bedeutung ist besonders die philosophische Rechts- und Staatslehre de Maistre's. Ihre Grundzüge sind folgende. Die Souverainetät ist von Gottes Gnaden, unter welcher Form sie existiren mag, untheilbar, absolut, unumschränkt. Auch die verschiedenen Formen derselben, die verschiedenen Verfassungs- und Regierungsformen sind nicht willkürliches Menschengemächte, der *contrat social* ist eine leere Chimäre. Diese Formen wachsen aus der Natur der Völker und ihrer geographischen und historischen Verhältnisse heraus, die das Werk der alleitenden Gottesmacht sind; wie die Souverainetät im Allgemeinen ist daher auch jede Form derselben ein unmittelbares Resultat des göttlichen Willens.

Die h. Bücher weisen uns den ersten König des erwählten Volkes als erwählt auf durch unmittelbare Intervention der Gottheit, und die Annalen aller Völker des Erdkreises nehmen für ihre besondern Verfassungsformen denselben Ursprung an, indem sie die Reihenfolge ihrer Fürsten in mythischen Zeiten zuletzt auf eine wunderbare Intervention des Himmels zurückführen. Es steht geschrieben: ich bin es, der die Könige einsetzt, durch mich regieren sie (Sprüchwörter 8, 15). Das ist nicht bloß ein Wort der Kirche, das ist auch ein Gesetz der Welt. Kann die Souverainetät je nach Völkern und Zeiten auch verschiedene Verfassungsformen annehmen, so ist die Monarchie doch die natürlichste und allgemeinste derselben. Sie bildet die Regel, während Aristokratie und Demokratie nur Ausnahmen von vorübergehender Art sind unter besondern Verhältnissen, und weniger Beständigkeit aufweisen, weil sie

weniger vor Spaltungen und Empörungen sichern. Innerhalb der Monarchie kann übrigens die königliche Gewalt eine beschränkte sein, ohne daß die Souverainetät selber beschränkt wäre; das Königthum ist alsdann eben nicht die ganze Souverainetät; ein Beispiel hierfür liefert England, wiewohl dessen Verfassung die Probe der Zeit noch nicht bestanden hat.

Die Souverainetät, unter welcher Form sie auftreten mag, ist, weil unbeschränkt, auch inappellabel, formell unfehlbar, d. h. sie muß praktisch so angesehen werden, als ob sie in ihren Maßnahmen niemals irre und gar nicht irren könne, so daß es keinerlei Recht des Widerstandes gegen dieselbe gibt, selbst nicht in dem Falle, als sie materiell irren würde und die größten Ungerechtigkeiten sich zu Schulden kommen ließe. Um solchen Ungerechtigkeiten tyrannischer Regierungen und den Schrecknissen der Anarchie vorzubeugen, wäre die Einschränkung der weltlichen Souverainetät durch die schiedsrichterliche Gewalt des kirchlichen Monarchen, des Papstes, mit dem Rechte, in außerordentlichen Fällen die Unterthanen vom Eide der Treue zu entbinden, zu dispensiren, das geeignetste Mittel, wiewohl nur dem menschlichen Rechte entstammend.

Wie die weltliche Souverainetät unbeschränkt, inappellabel, unfehlbar ist, abgesehen von einer solchen, durch menschliches Recht herbeigeführten Einschränkung, so ist auch die päpstliche Souverainetät unbeschränkt, inappellabel, unfehlbar. Im Unterschiede von der weltlichen ist sie aber keiner Einschränkung fähig, weil es ein höheres, über ihr stehendes Tribunal auf Erden nicht mehr geben kann. Sie ist somit schlechthin inappellabel und schlechthin als unfehlbar zu betrachten, schon von Vernunftwegen und zudem auch kraft göttlicher Verheißung.

Die Naturrechtslehrer des 17. und 18. Jahrhunderts hatten das Band, welches Recht und Sittlichkeit mit der Religion verknüpft, vielfach gelockert und zerschnitten und sich in willkürlichen, über alles Hergebrachte hinwegsehenden, ja mitunter ganz revolutionären Freiheitstheorien ergangen und für die Institutionen der Vorzeit das geschichtliche Verständniß verloren. Ihnen gegenüber hat de Maistre Recht und Sittlichkeit wieder in innigen Rapport mit der Religion gesetzt, den aus der Natur der geschichtlichen Verhältnisse herausgewachsenen, ungeschriebenen Gesetzen gegenüber den der Reflexion entstammenden, gemachten wieder ihr Recht angedeihen lassen und die Institutionen der Vorzeit aus ihrer Zeit heraus zu begreifen und zu würdigen gesucht. Das sind ohne Zweifel nicht zu verkennende Lichtseiten der Rechts- und Staatslehre de Maistre's.

Doch deren Schattenseiten sind nicht minder groß. Nicht bloß der Staat und die Staatsouverainetät im Allgemeinen sind nach de Maistre göttlichen Ursprungs, sondern auch die Einzelstaaten und deren Souverainetäten. Wie die Bildung der verschiedenen Sprachen, so ist auch die Bildung dieser letztern nach ihm nahezu nur Gotteswerk; der menschliche Freiheitsfactor erscheint dagegen allzu sehr verkürzt aus lauter Opposition gegen die extremen Theorien von der willkürlichen Erfindung der Sprache und der Sprachen und einem willkürlichen Gesellschaftsvertrage. Das instinctive, unbewußte Wollen und Handeln erscheint im Verhältniß zum reflectirten, bewußten überstark betont, ähnlich wie in der schon zu Lebzeiten de Maistre's hervortretenden historischen Rechtsschule. Wenn auf treffende Weise auch hervorgehoben wird, daß alle menschlichen Angelegenheiten und besonders die Entstehung und Regierung der Staaten unter der Lenkung der göttlichen Vorsehung stehen, so wird doch zu wenig unterschieden zwischen der unmittelbaren Mitwirkung Gottes ganz im Allgemeinen (*concurus Dei immediatus generalis*) und der die freien menschlichen Handlungen zum Guten bewegenden (*concurus Dei immediatus specialis*) und der positiv verfügenden. Wie wichtig und tiefgreifend aber diese Unterschiede nicht bloß theologischer, sondern auch metaphysischerseits sind, bedarf kaum einer Andeutung. Jede Souverainetät gilt weiterhin de Maistre als eine völlig unumschränkte, ohne daß einem Unterthanen selbst gegen die ungerechtesten Gesetze auch nur ein Recht des passiven Widerstandes je zu Gebote stehen würde; eine solche Auffassung erinnert allzu sehr an die Auffassung eines Thomas Hobbes und manch' modernen Staatsrechtslehrers. Endlich ist die dem Oberhaupte der Kirche wie allen weltlichen Monarchen innerhalb des ihnen zuständigen Bereiches zugemessene Inappellabilität weit entfernt von Infallibilität im eigentlichen Sinne; letztere durch erstere von Vernunftwegen begründen zu wollen, heißt sie nicht begründen.

